

DER ISO CELL LER

DAS ISOCELL MAGAZIN
AUSGABE 9

EXKLUSIVER TALK MIT EXPERTEN

Warum ein Grenzwert
dem Klimaschutz sehr
helfen würde

UNTERNEHMEN FÜR EIN BESSERES MORGEN

Pionier Christof Drexel
über das Potential für
nachhaltiges Wirtschaften

KRISEN BRAUCHEN LEADERSHIP

Runtastic-Gründer Florian
Gschwandtner über
Optimismus und Führung

ISOCELL



4 **GANZHEITLICHES DENKEN IST GEFRAGT**

Kay Künzel weiß, warum ganzheitlichem Bauen die Zukunft gehören sollte



10 **DER VERBAUTE KLIMASCHUTZ**

Wer sich für den richtigen Baustoff entscheidet, kann CO₂ nicht nur verringern



12 **DIE GRENZEN DES BAUWACHSTUMS**

Der Expertentalk zur großen Frage: Soll die Politik entscheiden oder die Industrie?



20 **PIONIERE UNTERM PATSCHERKOFEL**

Innsbruck zeigt vor, wie nachhaltig auf kommunaler Ebene gearbeitet werden kann



24 **KLIMA UND MENSCH IM WANDEL**

Henning Austmann erklärt, wie der Mensch der Klimakrise gerecht werden kann



28 **UNTERNEHMEN FÜRS MORGEN**

Pionier Christof Drexel über das Potential für nachhaltiges Wirtschaften



32 **WIR GEHEN DEN CO₂-FREIEN WEG, DAS TEMPO ERHÖHT SICH**

Dr. Michael Strugl vom VERBUND weiß, was die Energiezukunft bringt



38 **IN KRISEN BRAUCHT ES POSITIVE LEADERSHIP**

Florian Gschwandtner über Krisenoptimismus und die Arbeitswelt der Zukunft



42 **DIE VERGANGENEN 50 JAHRE WAREN NICHT NORMAL**

Josef Nussbaumer über „Globo“ und sein Aufklärungswerk soziale Ungerechtigkeit



46 **EIN NACHHALTIGES REZEPT**

Helmut und Philipp Rachinger setzen im Mühlthof auf Regionalität



50 **ZUM NACHKOCHEN**

Was die Rachingers im Mühlthof auf den Tisch bringen



„Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihm nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.“

Max Fritsch

IMPRESSUM

Herausgeber: ISOCELL GmbH & Co KG,
 Gewerbestraße 9, 5202 Neumarkt am Wallersee
 Redaktion: Gabriele Leibetseder, Tom Kern,
 Silvia Griebner, Peter Wagner
 Layout und Grafik: planetblue Marketing GmbH
 Druck: Gutenberg-Werbering GmbH
 Fotos: ISOCELL, planetblue Marketing GmbH,
 Shutterstock, raum für architektur, Foto Flausen,
 IIG, Angelina Tschögl, stv. Vorstandsvorsitzender
 VERBUND AG: Dr. Michael Strugl, VERBUND,
 Werner Harrer, Josef Nussbaumer, Andreas Balon

Wir von ISOCELL wissen, was es heißt, an morgen zu denken. In dieser Ausgabe des ISOCELLER stellen wir Menschen in den Mittelpunkt, die es uns gleichtun.

Krisen sind immer die Chance für einen Wandel. Das gilt nicht nur für die Coronakrise, die unsere Welt seit Anfang 2020 fest im Griff hat, sondern auch für die Klimakrise. Die Auswirkungen der menschengemachten Erderwärmung sind fatal und die Wissenschaftler sind sich einig, dass der Mensch gegensteuern muss. Greta Thunberg und die Fridays-for-Future-Bewegung haben die Debatte zum Mainstream gemacht, die EU hat sich der Erreichung der Klimaneutralität bis 2050 verschrieben und in den reichen mitteleuropäischen Ländern formiert sich eine breite Masse an Experten unterschiedlichster Felder, die stetig daran arbeiten, einen echten Beitrag zur Nachhaltigkeit und zum Klimaschutz zu leisten. Wir haben zwei Experten vom Land Salzburg aus dem Bereich Energiewirtschaft und -beratung sowie einen Energieberater der Salzburg AG zum Expertentalk geladen (Seite 12) und erfahren, was es braucht, um den Hausbau ökologischer zu machen und wir haben den deutschen Architekten

und Visionär für zukunftsfähiges Bauen Kay Künzel zu einem Comeback im ISOCELLER bewegt (Seite 4). Darüber hinaus haben wir die Innsbrucker Immobiliengesellschaft porträtiert, die eine Vorbildrolle in der Realisierung nachhaltiger kommunaler Bauten und Sanierungen einnimmt (Seite 20). Der ehemalige Unternehmer Christof Drexel hat uns erzählt, warum er ausgerechnet Vorarlberg zum ersten klimaneutralen Bundesland machen will (Seite 28).

Sie werden auf den folgenden Seiten immer wieder das Wort Krise lesen. Bitte überschreiben wir es im Geiste einfach mit Chance. Wie das gelingen kann, erfahren wir auch von Startupper und Runtastic Gründer Florian Gschwandtner auf Seite 38.

Glauben wir an uns – und an eine lebenswerte Zukunft ☺

Viel Spaß beim Lesen!

GABRIELE LEIBETSEDER

GANZHEITLICHES DENKEN IST GEFRAGT

Als Universitätsprofessor und gefragter Referent umfassen Kay Künzels Vorträge mehr als nur bauliche Themen, vielmehr Klimaschutz, Nachhaltigkeit und Vereinbarkeit von Ökologie und Ökonomie. Schon einmal war er im ISOCELLER als Gesprächspartner mit dabei. Diesmal erläutert er, warum der Holzbau manchmal den Zeigefinger auspacken darf und warum für ihn eine Wortkombination zur Mission geworden ist: „ganzheitliches Bauen“.



KAY KÜNZEL

ist Architekt, Ingenieur und anerkannter Spezialist im Bereich des energieeffizienten, zukunftsfähigen und nachhaltigen Bauens. Hinzu kommt tiefes Fachwissen in den Bereichen Bauphysik, Haus- und Lüftungstechnik, Energiebilanzierung, Wirtschaftlichkeitsbetrachtungen, und dem Einsatz ökologischer, langlebiger Baukonstruktion.

Herr Künzel, vor über vier Jahren haben Sie in der ersten ISOCELLER-Ausgabe gesagt, dass der Begriff „nachhaltig“ inflationär gebraucht wird. Wie ist es heute um den Begriff bestellt?

Seitdem ist es noch schlimmer geworden. Man könnte meinen, die Gesellschaft hätte verstanden, jedoch ist Konsequenz aus dem Universalgebrauch des Wortes die resultierende Irrelevanz der ursprünglichen Bedeutung. Dabei ist er in guter Gesellschaft: Mein Leitmotiv „ganzheitlich“ erleidet ein ähnliches Schicksal.

Das überrascht uns nicht, immerhin prägen Sie den Begriff des „ganzheitlichen Bauens“. Was versteht man darunter?

Zu tun hat es damit, dass wir beim Planen und Bauen eine Vielzahl projektspezifischer Parameter in Einklang bringen müssen. Eben ein optimales Zusammenspiel der Komponenten: Die Gebäudehülle hat sehr komplexe Aufgaben zu erfüllen, die Haustechnik muss im Zusammenhang gesehen werden. Nur so viel oder besser so wenig Technik wie möglich. Technik nur dort wo sich physikalische Ungleichgewichte nicht natürlich ausgleichen lassen. Gerade weil wir den Wärmeschutz heutzutage mit hohen Effizienzzielen gesetzlich geregelt haben, weil ein verbesserter Wärmeschutz

Wir müssen Technik haben, die die qualitativ gute Gebäudehülle unterstützt.



darauf abzielt, dass wir Ressourcen für das Bereitstellen von Wärme – und Kälte – reduzieren können.

Aber woher weiß die Heizung eigentlich, dass sie eine gedämmte Gebäudehülle hat? Sie weiß es erstmal nicht. Und dort setzt ganzheitliches Denken und Bauen an. Es gibt eine große Diskrepanz zwischen architektonischen Ansprüchen und der Qualität der technischen Ausstattung. Über Architektur beim Hausbau kann man weitläufig diskutieren, eine sinnvolle, funktionierende und effiziente Haustechniklösung versteckt sich zu häufig hinter vorgeschobenen Normen und wird für die beteiligten Entscheider kaum bewertbar. Und dann gibt es noch eine dritte Säule: die Bauphysik. Bauen ist physikalisch herausfordernd – und das nicht erst, seit wir über die Wirtschaftlichkeit der Wärmedämmung sprechen. Wir haben schon lange Schimmel, Ausdünstungen oder Themen wie Aufenthaltskomfort zu meistern. Und auch wenn die Bauphysik eine vergleichsweise junge Disziplin ist, ist sie unsere Stellschraube. Dazu brauchen wir Kenntnis über die richtigen Materialien und Konstruktionen. Jedes Bauteil hat schließlich seinen Anteil an bauphysikalischer Last zu tragen. Und dann benötigt es Technik, welche die Bedingungen des Gebäudes und die Bedürfnisse seiner Nutzer kennt und unterstützt. Und das nennen wir „ganzheitlich“.

Und warum ist ganzheitlich nicht ganz selbstverständlich?

Den Zusammenhang, die Interaktion, Abhängigkeiten untereinander und vor allem die Einflüsse zwischen diesen Disziplinen zu beherrschen ist kaum leistbar und wird auch kaum geleistet. Es ist eben nicht des heutigen Ingenieurs Selbstverständnis. Die Beteiligten hegen zu wenig wirkliches Interesse an dem komplexen und hohen Aufwand der Optimierung ihrer Objektplanungen – warum? Weil dieser Mehraufwand nicht belohnt wird.

Jetzt könnte man erwidern, ganzheitliches Bauen sei nun mal viel zu komplex.

Das liegt aber nicht an den Aufgaben der Ganzheitlichkeit im eigentlichen Sinne.

Wir machen uns das Bauen doch selber viel zu schwer, indem wir im Dschungel vieler hunderttausender Gesetze und Normen mit einer Unzahl an künstlichen Baustoffen und komplizierten Details erst die Probleme schaffen, die wir dann mit noch mehr Chemie und Aufwand zu beseitigen versuchen. Im Sinne der Nachhaltigkeitsdebatte müssen wir uns der Frage stellen, warum bauen wir überhaupt Häuser.

Um ein Dach über dem Kopf zu haben?

Richtig, um uns vor Witterung zu schützen, um geborgen und beschützt zu sein. Und das machen wir in unseren Breitengraden nun einmal am liebsten mit möglichst viel Aufwand für Komfort. Wir wollen keine Aluminiumwellblechhütte – in der viele Millionen Menschen auf dieser Welt leben – wir haben einen entsprechenden qualitativen Anspruch. Und dieser Anspruch verursacht Komplexität und verbraucht Unmengen an Ressourcen. Ich bin aus Überzeugung für das ganzheitliche Bauen, auch wegen der nicht unendlichen und nicht überall verfügbaren Ressourcen. Wir müssen zurück zur Einfachheit, einfach denken, einfach bauen. Einfach konstruieren, Technik einfach nutzen.

Welche Rolle spielen die aktuellen Krisen beim Thema des „ganzheitlichen Bauens“?

Wir bemerken mehr denn je, dass auch unsere Gesellschaft anfällig ist. Das große Problem ist, dass Krisen nur dann persönlich als etwas Negatives wahrgenommen werden, wenn sie direkte und unmittelbare Auswirkungen auf einen selbst haben. Damit meine ich den langsamen und unregelmäßig spürbaren Klimawandel im Vergleich zur direkt spürbaren Einschränkung durch Pandemien. Ich bin gespannt, welche Lehren Politik und Gesellschaft aus dem unmissverständlichen Beispiel der Pandemie ziehen wird. Allerdings stellt sich auch die bange Frage, wie wir nach der Pandemie den noch größeren Herausforderungen des Klimawandels begegnen werden. Können wir auf die Erfahrungen im Umgang mit dieser Krise aufbauen und uns gemeinsam den notwendigen Veränderungen stellen?



„Was tut jeder Einzelne für den Klimaschutz?“

Oder bleibt es vorerst bei Demonstrationen am Freitag? Ich habe mal die jungen Demonstrierenden gefragt, was sie denn selbst für den Klimaschutz tun. Ob sie beispielsweise für das Anliegen, das Weltklima zu retten, auf ein paar Posts auf Instagram, Snapchat und Co. verzichten würden. Das World Wide Web hat mittlerweile einen ähnlich signifikanten Anteil am Energieverbrauch wie die Zementindustrie. Und dieser wird sich durch Homeoffice und E-Learning steigern. Die Frage ist also, wie sich die Klimakrise für uns persönlich ausdrückt und welche Argumente uns zum Handeln bewegen.

Welche Argumente wären dies? Wie sollen wir die Debatte über nachhaltiges Bauen führen?

Wir erleben gerade die Kultur des unreflektierten Konsumierens, in der schlicht nicht mehr ausreichend hinterfragt wird. Klar ist, man muss weit vor dem Wunsch ein Haus zu bauen die Leute erreichen. Ihnen den Stellenwert und die Möglichkeiten von Architektur und Nachhaltigkeit erklären. Ihnen eine Orientierung geben.

Es ist aber eine sehr schwierige Debatte, Aufklärung und Diskussion benötigt Zeit. Auch Zeit für das Zuhören und Entscheiden beim Kunden. Und diese Aufklärung über komplexe Zusammenhänge kann nicht über 140 Zeichen Informationsga-

be geleistet werden. Mittlerweile bin ich dogmatisch: Ich baue etwas einfach nicht, wenn ich merke, dass ich als Fachmann aufgrund meiner Ausbildung und meiner Erfahrung eine bessere Alternative kenne, die für den Bauherrn nicht infrage kommt. Und das ist nicht arrogant gemeint. Wir hören aber immer wieder in allen möglichen Bereichen die Aussage, dass es der Kunde doch genau so wolle. Aber es ist doch so: Wenn ich zu meinem Arzt gehe und ihm erkläre, dass ich etwas mit dem Rücken habe und dafür dieses und jenes Rezept möchte und folgende Therapie, wird er mich fragen: „Darf ich Sie vorher noch untersuchen?“ Mir würde im Traum nicht einfallen, meinem Arzt die Lösung vorab zu präsentieren. Im Bauwesen gibt es leider ein anderes Selbstverständnis. Und daher bewegt sich immer noch zu viel um mindere Qualität zu geringen Preisen. Und den daraus resultierenden Konsequenzen. Billig ist nicht günstig und eben oft nicht wirtschaftlich. Obwohl Kunden nicht wissen, was sie wirklich brauchen

und aufgrund der Komplexität des Bauens auch gar nicht verstehen können, wie nachhaltiges, klimagerechtes und regionales Bauen funktioniert. Dafür sind wir die Fachleute. Gerade erst lese ich, dass noch immer 95 % der verwendeten Dämmstoffe auf Mineralfaser und Styropor fallen. Führt man eine solche Debatte mit „der Kunde wollte es schließlich so“? Sehen wir es positiv: Hier besteht ein unglaubliches Wachstumspotential!

Regional ist ein gutes Stichwort: Wie schwer ist Regionalität in einer so globalisierten Welt?

Regionales Bauen ist die Auseinandersetzung mit lokalen Anforderungen an ein Gebäude. Topografische, geologische, klimatische Bedingungen genauso wie regionale Rohstoffvorkommen, traditionelle handwerkliche Kompetenzen und das Wissen und die Wahrnehmung um den Ort. Wir sprechen hierbei von vernakulärer Architektur. Häuser aus dem Katalog – das Bauen von der Stange – haben nichts mit regionaler, nachhaltiger Architektur zu tun. Auch nicht die Ansammlung von „Kuriositäten“ aus dem umfangreichen Baustoffkatalog oder den Urlaubsimpressionen mediterranen Einflusses in typischen Neubaugebieten. Dorthin wird sich in Zukunft kein Tourist verirren und Fotos knipsen. Regionales Wirtschaften in einer globalisierten Welt ist kein Widerspruch.

Nehmen wir die regionale Landwirtschaft und Nahrungsmittelbeschaffung mit dezentralen Strukturen als Beispiel. Die Strukturen wurden zerstört, zentralisiert und teilweise monopolisiert. Nun wollen wir wieder regionaltypische Prozesse einführen – das wird nach vielen Jahren der Entwicklung in die andere Richtung allerdings nicht von heute auf morgen funktionieren.

Wir versuchen den Leuten heute wieder zu erklären,
DASS HOLZ, PAPIER UND ANDERE NATÜRLICHE
BAUSTOFFE KEINE FREMDKÖRPER SIND.

GANZHEITLICHES DENKEN PROF. KÜNZEL

Dasselbe gilt für das Bauwesen. Lokale Bautradition wird verdrängt durch zentralisierte Strukturen und uniforme Bauweisen. Austauschbare Architektur mit fragwürdigen Materialien, komplizierten Details, inkonsistenter Technik. In unserer Region hat das klassische Fachwerkhaus Tradition. Jedoch war vor 20



Vor 20 Jahren war ein Holzhaus etwas Befremdliches

Jahren ein modernes Holzhaus etwas Befremdliches. Naturbelassene Holzfassaden waren so ungewohnt und eigenartig, man war das Dorfgespräch: „Wann streicht der endlich mal sein Haus“... das ist heute noch in vielen Köpfen verankert. Mein Förster sagt dazu: „Seht Ihr mich im Wald die Bäume streichen?“

Die regionale Kultur, regionale Bedingungen, Anforderungen an Baumaterial und Baukonstruktion werden vernachlässigt. Jahrhundertalte Lehmgefache ersetzt durch nicht funktionierende Steine. Das alte Eichenholz mit künstlichen Farben dicht gestrichen, welche in wenigen Jahren ganze Fachwerke zerstört haben. Das übertragen wir mal auf moderne Neubauten. Die Vorteile und Eigenschaften der einzelnen Baumaterialien werden völlig außer Acht gelassen, ebenso ihre ursprüngliche regionale Herkunft. Es wird willkürlich kombiniert und konstruiert, am Ende verdeckt bestenfalls eine Hülle aus Plastikdämmung den Wahnsinn. Dazu im Vorgarten der geräuschvolle Ventilator der Wärmepumpe. Weit entfernt von Bau- und Ingenieurskunst, geschweige denn von Ganzheitlichkeit.

Was ist das Problem moderner Baustoffe?

Das Bauen wird noch komplizierter und fehleranfälliger, wenn ich die ursprünglichen Eigenschaften eines Baustoffs nicht mehr als Eigenschaften in die Konstruktion integriere. Wenn ich also den Ziegel nicht mehr Ziegel sein lasse und den Beton nicht mehr Beton. Wenn man Steine aus Polystyrol herstellt oder die Faserdämmung in die Hohlkammern der Steine presst. Das verursacht vor allem nachhaltige Folgeschäden, denn die damit gebauten Konstrukte sind weder im Vorfeld ökologisch, noch am Ende ihres Lebenszyklus recyclingfähig. Problematisch zu verarbeiten, fehleranfällig.

Damit sind wir ganz weit weg von „nachhaltig“ und können die Folgen gar nicht mehr steuern. Es hat auch etwas mit dem Lebenszyklus der Stoffe zu tun. Wie kann man so etwas später einmal zurückbauen, trennen, recyceln? Wann zersetzen sich auf Deponien gelagerte Schaum- und Faserdämmstoffe?

Und aus eigener Erfahrung, weil ich den Unterschied kenne: Die Wohnbehaglichkeit ist unterirdisch schlecht.

Kennen Sie einen Weg aus der Misere?

Materialehrlichkeit! Jedem Baumaterial seine ureigene Eigenschaft belassen und mit den jeweiligen Kerneigenschaften einsetzen.

Wir reden bei der Bekleidung gerne über das Zwiebelprinzip – etwa, wenn wir wandern gehen. Wir haben verschiedenste Schichten, um unseren Körper gehüllt, die über spezifische Eigenschaften verfügen. Die äußere Schicht schützt bspw. vor Witterung, die innere reguliert die Feuchtigkeit. Dieses Beispiel habe ich sogar schon im ersten ISOCELLER genannt. Dieses Prinzip lässt sich auch auf das Bauen übertragen. Wir brauchen die richtige Kombination von Baustoffen, die in der Anordnung und Verwendung die unterschiedlichen Aufgaben übernehmen: Die Zellulose will nicht drei Geschosse tragen, auch wenn es die Idee zu Zellulosesteinen auch schon gab. Die Zellulose hat als Kernkompetenz die Dämmwirkung und bietet zusätzlich noch sommerlichen Hitzeschutz, sowie die Fähigkeit, Feuchte zu regulieren. Ähnliche Eigenschaften wie der Lehm im Eichenfachwerk.

**WENN MAN EINE LEHWAND NICHT MEHR WILL,
SPRITZT MAN SIE MIT DEM WASSERSCHLAUCH
SO LANGE AN, BIS SIE SICH WIEDER AUFLÖST.**



Wir brauchen die Kombination von Baustoffen, die sich auf ihre Kernkompetenzen beschränken.

Das kann kein künstlicher Dämmstoff. Durch die Flockfähigkeit ist die Zellulose sehr einfach zu handhaben. Das Material ist im Zyklusgedanken von der Herstellung als Recyclingprodukt über den Einbau und Erfüllung weitreichender Aufgaben bis zum Danach genial.

Wenn wir die realen Erfahrungswerte nehmen: Wie lange haben wir Styropor, Glaswolle oder Mineralfaser an der Wand bis die Konstruktionen kaputt sind? 30 oder 40 Jahre vielleicht. Aber 40 Jahre ist kein Zyklus. Das Danach ist nicht definiert? Wie entsorgt man den Müll, wie lange dauert die stoffliche Zersetzung?

„Wir müssen wieder einfach denken. Und wir müssen aufklären.“

In unserer Region finden sich Jahrhundertealte Fachwerkhäuser mit niedrigen Raumhöhen und dicken Balken. Holz, Lehm, Stroh und Eichengeflecht waren die verwendeten Baustoffe. Die Häuser stehen heute noch. Das Wissen darüber ist leider verloren gegangen und muss mühsam

wieder erlernt werden. Wir versuchen den Menschen heute wieder zu erklären, dass Holz, Papier und andere natürliche Baustoffe keine Fremdkörper sind. Dass die damit gebauten Konstruktionen unfassbar lange halten können und dabei wesentlich für ein angenehmes Wohnklima sorgen.

Haben wir tatsächlich in der petrochemischen Industrie diese Erklärungsnot? Ist dem Hausbauer überhaupt klar, wieviel unkontrollierbare chemische Stoffe für gewöhnlich verwendet werden? Man muss den Menschen leider erklären, dass es Gift ist, was sie an ihre Hauswände anbringen.

Sie haben selbst unlängst etwas Besonderes gebaut – einen ungewöhnlich natürlichen Gartenzaun. Warum?

Wenn Architekten für sich selbst bauen, wird es immer besonders herausfordernd. Ich benötigte einen Gartenzaun und habe mich entschlossen, ihn aus Lehm zu bauen. Und zwar aus Stampflehm, denn dieser ist Lehm in seiner archaischen und reinen Form. Es war extrem aufwändig, ja, gar spektakulär, aber auch eine großartige Auseinandersetzung mit dem ursprünglichen, reinen und natürlichen Baustoff. Das Ergebnis sieht grandios aus. Die Reaktionen waren sehr heterogen. Die Leute fragen: „Kommt da noch was drauf, wird das noch verputzt?“ Und: „Warum so viel Aufwand, warum nicht einfach betoniert?“ Letzteres wäre nur im Moment der Erstellung einfacher gewesen. Und nachhaltig wäre es eben nicht. Denken Sie mal darüber nach. Je mehr dazu gesprochen wird und je mehr ich erkläre, funktioniert es übrigens, die Nachbarn sind begeistert und freuen sich nun

über eine lebendige natürliche Gestaltung. Die Menschen müssen zum Nachdenken angeregt werden. Wir müssen zu denken wagen. Nicht fremdgesteuert, nicht in auf 140 Zeichen reduzierten Denkprozessen, sondern selbstbestimmt.

Und so lautet auch der einfachste fremdgesteuerte Satz der Baubranche: Das rechnet sich nicht. Aber keiner kommt auf die Idee, zu antworten: „Das gilt für dein Geschäftsprinzip, weil du mit dieser Art und Weise nicht wirtschaftest.“

Die Branche verharrt oft in alten Denkmustern. Wie kann sie abgeholt werden?

Man muss sich trauen, in den Diskurs zu gehen. Wir müssen die Menschen immer wieder mit Kompetenz und Fakten aufklären. Manchmal auch sehr eindringlich, da helfen nur Vehemenz, Penetranz und unsere Kompetenz. Dazu kommt ganz klar der wirtschaftliche Vorteil, es gibt einfach gute Argumente und die sollten wir mit Überzeugung darlegen.

Und manchmal dürfen wir auch schimpfen und mit dem erhobenen Zeigefinger kommen. Ich glaube, dass gerade die Holzbauindustrie ist, die sich diese Attitüde rausnehmen und sich definitiv mehr trauen darf.

Als Architekt baue ich aus voller Überzeugung mit Holz und Zellulose als Dämmstoff. Für mich hat der Dämmstoff Zellulose keine Grenzen. Das haben wir mit unserem einzigartigen Studentenwohnheim mit 5 Geschossen aus Holz mit Zellulosedämmung (!) gezeigt. Derzeit sanieren wir Mehrfamilienhäuser im Bestand knapp unter der Hochhausgrenze mit Holzfassaden und Zellulosedämmung. Wir haben die Langzeiterfahrung, wir sind die Experten und wir dürfen auch das gesunde Selbstbewusstsein haben. Wir sind mehr als auf Augenhöhe.

Dabei sind wir natürlich auch selbstkritisch und hinterfragen, tauschen Erfahrungen und Erkenntnisse aus. Sorgen gemeinsam im Team für Fortschritt, das nennt man Evolution. Und damit sind wir „ganzheitlich“ unterwegs. Und am Ende auch nachhaltig.

Weil das Konzepte sind, die funktionieren.

DER VERBAUTE KLIMASCHUTZ

Die Klimakrise betrifft uns alle und hat es in die Wahrnehmung des Mainstreams geschafft. Wer das Klima schützen will, muss auf ökologische Baustoffe setzen. Wer sich für die richtigen entscheidet, kann den CO₂-Ausstoß nicht nur verringern, sondern kann CO₂ sogar binden. Das freut den Planeten und, leider noch sehr vereinzelt durch regionale Förderungen, auch die Geldbörse.



EPD. Das klingt ein bisschen sperrig. Und dabei handelt es sich nicht um eine neue Art von Grobspanplatten, die wir ja alle als OSB kennen. Nein, die drei Buchstaben stehen in diesem Fall für Environmental Product Declaration. „In diesem Verfahren wird errechnet, welche Werte ein Baustoff im Sinne der Umweltverträglichkeit hat. Woher kommt der Rohstoff? Wie fand der Transport statt? Welcher Energieaufwand musste für die Produktherstellung aufgewendet werden? Und vor allem: Welche CO₂-Emissionen ergeben sich daraus?“, erklärt Moritz Stiegler. Stiegler ist Bautechniker bei ISOCELL und studierte Ökoenergietechnik. Er ist selbst in einem Niedrigenergiehaus aufgewachsen, weil sein Vater schon ein selbiges plante, als es den Begriff in der Branche noch gar nicht gab. Stiegler weiß also, wovon er spricht, wenn er sagt: „Die Klimakrise hat Einzug ins Bauen gehalten – dem Gedanken der richtigen Nachhaltigkeit Rechnung zu tragen, ist ein wichtiger Teilaspekt des ökologischen Bauens.“

Thema war die Nachhaltigkeit bei ISOCELL schon immer, aber nicht zuletzt dadurch, dass das Thema durch Greta Thunberg und die #fridaysforfuture-Bewegung in der jüngsten Vergangenheit im Mainstream ankam, fragen auch vermehrt Kunden: Wie schaut es eigentlich aus mit der Klimabilanz bei den ISOCELL-Produkten? „Wir haben uns hingesezt und gerechnet, um konkrete Zahlen liefern zu können“, erklärt Stiegler. Und kann die Ergebnisse nennen: „Die Zellulose bietet einen klaren Klimavorteil, der auch faktisch belegt werden kann: Wenn man etwa Dämmstoffe für ein Einfamilienhaus mit 300 m² zu dämmender Fläche vergleicht, kommt man zum Ergebnis, dass unsere Zellulose aus recyceltem Altpapier pro Kilogramm eingebauter Zellulose 1,21 Kilogramm CO₂ speichert.“ Und in besagtem Beispiel werden 3.564 Kilogramm verbaut, das ist eine ganze Menge Kohlendioxid. „Zellulose hat also eine negative CO₂-Bilanz – wobei negativ in diesem Fall mehr als positiv ist. Jedes Kilogramm Zellulose, das dauerhaft verbaut wird, entzieht der Luft CO₂.“

„Dem Gedanken der richtigen Nachhaltigkeit Rechnung zu tragen, ist ein wichtiger Teilaspekt des ökologischen Bauens.“

Moritz Stiegler

Klingt nach einem fast unwirklich großartigen Phänomen, aber wie funktioniert das? „Es ist ganz einfach“, erklärt Stiegler. „In organischen Produkten ist Kohlenstoff gespeichert. Dieser Kohlenstoff wurde bei der Photosynthese der Pflanze aus der Luft geholt. Wird dieses Produkt in eine Konstruktion eingebaut, so ist das ursprüngliche CO₂ aus der Luft nun in dieser gebunden und das Haus wird zum CO₂-Speicher. Energieintensive Herstellungsverfahren verursachen hingegen klimaschädliche Treibhausgase. Außerdem: „Was aus Glas oder Stein besteht, kann CO₂ per se nicht speichern.“

Derzeit freut sich nur das Klima über ökologisches Bauen mit Produkten wie Holz und Zellulose. In Zukunft soll das verstärkt auch die Geldbörse tun. „In den Medien wird immer wieder über CO₂-Steuern diskutiert, darüber hinaus ist das Thema aber schon jetzt finanziell darstellbar“, weiß Stiegler. Das deutsche Umweltbundesamt habe etwa eine Studie herausgegeben, in der errechnet wurde, was uns die Klimakrise aktuell kostet, weil das ausgestoßene CO₂ Schäden verursacht. Das Ergebnis: Jede Tonne CO₂ kostet 180 Euro. „Diese Zahl eignet sich gut, um monetär zu bewerten. Wenn ich mit einem neuen Haus 4,3 Tonnen CO₂ binde, weil ich etwa Zellulose verbaue, sind das über 770 Euro. Mit diesem hypothetischen Bonus lassen sich Gebäudeteile aus Baustoffen mit hohem Energieeinsatz wie Beton kompensieren.“

„Wir müssen das CO₂ aus der Luft holen.“ Diese für die Menschheit überlebensnotwendige Forderung führt dazu, dass es immer öfter Bau-Projekte gibt, bei denen eine gute Klimabilanz gefördert wird. Ein Beispiel dafür ist die Prinz-Eugen-Kaserne in München, wo mit 570 Wohnungen die größte zusammenhängende Holzbausiedlung Deutschlands entsteht. Das Projekt wurde mit 0,7 bis 2,0-Euro pro Kilogramm nachwachsendem Rohstoff von der Politik gefördert. Die Zuschüsse beliefen sich auf fast 14 Millionen Euro. Insgesamt werden dort etwa 13.000 Tonnen Kohlendioxid langfristig gespeichert. Es ist ein Pilotprojekt und sollte Vorbild für politisch Verantwortliche anderer Regionen und Städte sein.

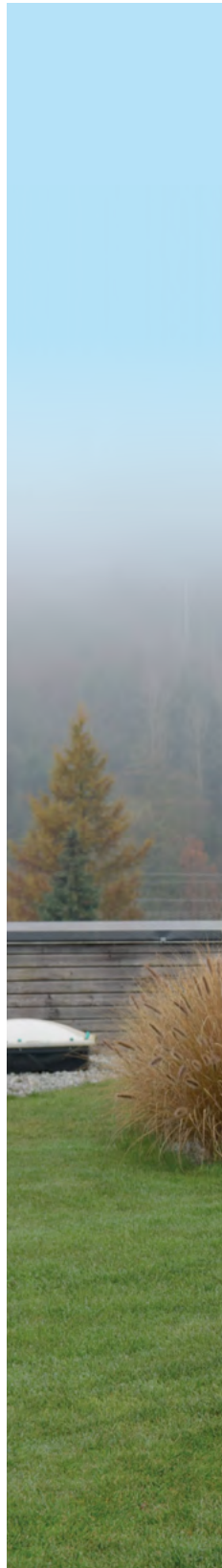
Noch sind keine Anforderungen in den Bauordnungen verankert, obwohl die Voraussetzungen günstig wären. So wird beim Energieausweis in Österreich der sogenannte GWP-Wert (Global Warming Potential) mit berechnet. Leider findet dieser Wert derzeit keine nennenswerte Beachtung. Um das zu ändern, muss man im nächsten Schritt Grenzwerte einführen.

Nur dann ist die breite und damit wirksame Umsetzung vom CO₂ Gebäudespeicher realisierbar. Weil das mit der Eigenverantwortung dann doch nicht so einfach ist.

DIE GRENZEN DES BAU- WACHSTUMS

Wer Klimakrise sagt, muss auch nach dem Wie beim Bauen fragen. Grund genug für ISOCELL, im Headquarter in Neumarkt am Wallersee zum Expertengespräch „Klimaneutralität im Gebäudesektor“ zu laden. Gerhard Löffler und Franz Mair vom Pionierland Salzburg arbeiten in der Abteilung Energiewirtschaft und -beratung, Hermann Griebner als Energieberater beim Energiedienstleister Salzburg AG. Die Fragen stellten die ISOCELLER Gabriele Leibetseder und Moritz Stiegler.

Von links nach rechts: Franz Mair, Gerhald Löffler, Moritz Stiegler, Hermann Griebner, Gabriele Leibetseder



Sie wollten vor allem Antworten auf die Fragen:

Wie findet der Endkunde den Weg
zu ökologischen Baustoffen?
Muss die Politik erziehen oder
schafft es die Gesellschaft
von selbst?





Die ISOCELLER
Gabriele Leibetseder
und Moritz Stiegler
stellten die Fragen



Gabriele Leibetseder: Hermann Grießner, Sie sind Energieberater der Salzburg AG. Bei der Energie ist das Thema Nachhaltigkeit und Ökologie schon lange im Mainstream angekommen. Ist die Ökologie der Baustoffe auch in der Energieberatung ein großes Thema?

HERMANN GRIESSNER: Entscheidend ist, was am Markt ankommt. Mit Markt meine ich in dem Fall nicht nur den Kunden, sondern auch den Planer oder die Immobilienfirma. Die Frage ist, ob dort unter den bestehenden Rahmenbedingungen ein Vorteil gesehen wird. Wir sehen bei den Endkunden eine Tendenz zum nachhaltigeren Bauen und dauerhafteren Errichten – sie stoßen aber an ihre Grenzen, wenn es um die Finanzierbarkeit geht. Oft ist den Menschen gar nicht bewusst, welche Optionen es neben den gewohnten Baustoffen gibt. Der Holzbau etwa ist langsam im Kommen, aber es wird noch dauern, bis er sich wirklich etabliert hat. Akteure – wie z. B. die Baufirmen – nutzen die Rahmenbedingungen so, dass sie für sie ideal sind. Sie orientieren sich bei der Projektrealisierung daran, wo sie sich sicher sind und für sich und den Kunden Vorteile sehen – und da kommen noch immer viele nicht-ökologische Baustoffe zum Einsatz. Letzte Woche erst hatte ich einen Termin bei einem Kunden und habe ihm Zellulosedämmung für den Dachboden vorgeschlagen. Ich wurde erstaunt angeschaut und gefragt: Geht das überhaupt?

Leibetseder: Woran liegt das?

GRIESSNER: In Salzburg sind im Gegensatz zu anderen österreichischen Bundesländern schon gute Voraussetzungen vorhanden. Der Energieausweis hat schon viele Bereiche abgedeckt, aber es wird weniger auf ökologische Dimensionen als auf das Erreichen von energetischen Schwellenwerten für Baubewilligung und Förderungen geschaut.

Leibetseder: Warum gibt es keine Grenzwerte?

FRANZ MAIR: Weil sich Dinge Schritt für Schritt weiterentwickeln und nicht schlagartig ändern. Die Tatsache, dass im Baurecht gewisse Parameter berechnet werden, ist mehr als positiv. Es wird auch gleichzeitig österreich- und europaweit das Thema vorangetrieben. Im Baurecht bzw. Energieausweis sind derzeit sechs OIB-Richtlinien verankert und eine siebte, die sich mit der Ökologie der Baustoffe beschäftigt, ist in Planung. Sobald die aktuell ist, glaube ich, dass die Voraussetzung für Grenzwerte sehr gut ist.

Moritz Stiegler: Aktuell ist es so, dass der Wert für die Baustoffökologie in Salzburg im Energieausweis ausgewiesen wird. Ich sehe zwar den Wert, aber keine Benchmark, anhand der ich den Baustoff für mich einordnen könnte, wie es beispielsweise im Bereich des Energiebedarfs mit der Kennzeichnung A+ passiert. Die Grundvoraussetzungen sind da, aber der Endkunde tut sich schwer, festzustellen, in welchem Bereich er sich mit seinem Bau befindet bzw. wo die Stellschrauben sind, an denen etwas verändert werden kann. Was kann man dagegen tun?



**GABRIELE
LEIBETSEDER**

ist Teil der Geschäftsleitung von ISOCELL und zuständig für Vertrieb und Technik.



**MORITZ
STIEGLER**

ist Bautechniker bei ISOCELL und hat Energietechnik an der FH Wels studiert.



**HERMANN
GRIESSNER**

ist Energieberater beim Energiedienstleister Salzburg AG.



„Entscheidend ist, was am Markt ankommt“

Hermann Griessner

Das Experteninterview im ISOCELL Headquarter in Neumarkt am Wallersee

GERHARD LÖFFLER: Die eine Sache ist, es sichtbar zu machen. Das geht leichter. Aber es wirkt nur begrenzt, weil es lediglich eine bestimmte Klientel ist, die darauf reagiert. Die andere Sache ist, was es kostet. Der Weg zu einem Grenzwert im Baurecht ist eine zeitliche Frage. Man muss die Gesellschaft daran gewöhnen. Da ist der Weg richtig, der schon beschritten wurde, nämlich der Weg der Verankerung in der Förderung. So entsteht Gewöhnung und der Markt erhält ein Gefühl dafür, was ein Wert bedeutet. Wenn die Hemmnisse und Sorgen beseitigt sind, kann man eine Verordnung erlassen und etwas im Baurecht verankern. Aber so rasch ist das nicht möglich. Man muss auch ganz klar sagen, dass die öffentliche Diskussion in eine andere Richtung geht, nämlich in jene des leistbaren Bauens. Und da gibt es durchaus Widerstände in Bezug auf Energieeffizienz und Ökologie, weil die Sorge auf der Kostenseite mitschwingt.

Leibetseder: Viel Zeit bleibt aber nicht mehr. Die Klimakrise ist bereits da.

GRIESSNER: Die Frage ist ja auch: Was bedeutet es eigentlich, ökologisch zu bauen? Wenn man zehn Leute fragt, hört man acht unterschiedliche Standpunkte. Sich nur auf das CO₂ zu beziehen, ist zu wenig. Es gibt auch andere Maßzahlen, wie das „Global Warming Potential“, bei denen es stark um die Ökobilanz von Materialien geht. Die Endkunden nur zu befeuern, ist zu wenig, es braucht Information und Bewusstseinsbildung.



„Viel Zeit
bleibt nicht mehr.
Die Klimakrise
ist bereits da.“

Gabriele Leibetseder



„Die größte Herausforderung ist das Tempo, mit dem wir die Ziele erreichen müssen.“

Gerhard Löffler

Stiegler: Ist es nicht so, dass Klimaschutz eine gewisse Dringlichkeit hat, weil er alle betrifft? Die Klimaveränderung wird viele Regionen dieser Erde lebensfeindlich machen und Menschen zur Abwanderung zwingen. Wäre es nicht eine Option, so wie beim Energieverbrauch Grenzwerte in Form von Stufen einzuführen, damit gewisse Ziele erreicht werden können?

MAIR: In der Wohnbauförderung versucht man, in die richtige Richtung zu gehen. Bei der letzten Novelle, die am 1. August 2020 in Kraft getreten ist, hat man die Mindestanforderung für die Förderung, den Ni30 – den Nachhaltigkeits-Primärenergieindikator für eine Nutzungsdauer von 30 Jahren – von 120 auf 80 herabgesetzt. Da hat man die Latte schon etwas höher gelegt und schärfere Anforderungen für die Förderung festgelegt. Die Kennzahl Ni30 setzt sich aus der Summe der Belastung der Primärenergie und CO₂ zusammen und irgendwann wird es so werden, dass der Primärenergieaufwand und die CO₂-Emissionen reduziert werden – immerhin müssen wir bis 2050 oder schon früher klimaneutral werden.

LÖFFLER: Ich möchte noch einmal auf die Dringlichkeit eingehen. Die ist völlig unbestritten. Die größte Herausforderung ist das Tempo, mit dem wir die Ziele der Klimaneutralität erreichen müssen. Auch wenn es immer besser geht, ist der Neubau gar nicht mehr die große Herausforderung. Die Dringlichkeit ist im Gebäudebestand gegeben – daher sind thermische Sanierung und Beheizungsstruktur ein großes Thema.

Stiegler: Es gibt Baustoffe, die nicht nur CO₂-neutral sind, sondern CO₂ speichern können. Ist dieser Gebäudespeicher – das Verbauen von CO₂-negativen Baustoffen, um die Gesamtbilanz zu verbessern – ein Thema?

LÖFFLER: Im angesprochenen Ni30 sind diese Baustoffe mit negativen CO₂-Emissionen enthalten, weil sie als Speicher wirken. Natürlich ist das ein Thema, das sehr wichtig ist, weil wir die Klimaziele sonst nicht erreichen können. Wenn wir weiter in dem Tempo wie aktuell reduzieren, müssen wir auch in Richtung negative Emissionen gehen.

MAIR: Die positive Wirkung der CO₂-Speicherung von Bauten mit einem hohen Anteil nachwachsender Rohstoffe wird von einzelnen Interessensgruppen und auch in der Wissen-

schaft in Zweifel gestellt. Und ja, wenn wir uns in der Sanierung nicht anstrengen, dann werden wir es insgesamt nicht schaffen. Anstrengen heißt für mich, tatsächlich an Schrauben zu drehen, nämlich die rechtlichen Rahmenbedingungen dahingehend besser zu machen, dass es einen Vollzug in diesem Bereich gibt. Mangels Vollzug der baurechtlichen Vorgaben werden Sanierungsmaßnahmen durchgeführt, die den baurechtlichen Vorgaben widersprechen.

Stiegler: Welche Wege gibt es dorthin?

MAIR: Viele. Eine Möglichkeit wäre, die Ressourcen zu besteuern, aber das muss man anpacken und es gibt unterschiedliche Zuständigkeiten. Bei der Ressourcenbesteuerung ist der Bund zuständig, im Baurecht ist das Land zuständig. Wobei auch der Bund viele Maßnahmen setzt und sich dort einiges tut.

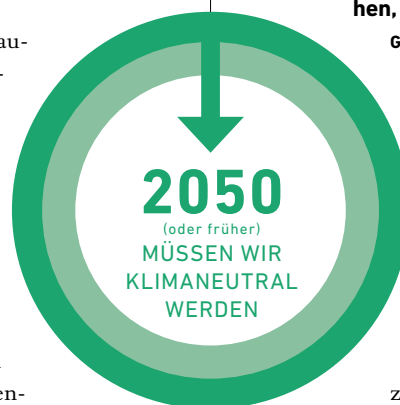
LÖFFLER: Das ist auch für uns sehr stark spürbar. Die Kollegen im Bund sagen, dass sie zum Teil mit den Beratungen nicht nachkommen, weil es eine so hohe Nachfrage gibt.

Leibetseder: Aber die Eigenverantwortung funktioniert nicht immer so gut, wie wir uns das wünschen.

MAIR: Die funktioniert schon gut – aber nur bei drei Prozent der Bevölkerung. Und wir müssen alle mitnehmen, sonst werden wir es nicht schaffen.

Leibetseder: Wenn im Energieausweis eine Erklärung stünde, was der Ni30-Wert bedeutet, wäre das nicht ein Weg zu mehr Verständnis für diesen Parameter? Sonst wird er übersehen, weil er nicht zur Diskussion steht.

GRIESSNER: Im Energieausweis steht viel. Ich bin bei Gerhard Löffler – wir müssen mehr sanieren. Die Frage ist: Wie bringen wir diese Menge an Sanierungen auf die Straße? Wer macht das und wo sind die ökologischen Rohstoffe dafür? Für mich ist eine Erkenntnis, dass es Styropor und Co. notwendigerweise noch lange geben wird. Denn ich muss mir die Frage stellen: Will ich die Klimaziele völlig verfehlen oder die hohen Energieverbräuche nicht eventuell doch zum Teil auch durch Nutzung von z. B. Styropor verhindern?





**GERHARD
LÖFFLER**

ist Referatsleiter des Referats Energiewirtschaft und -beratung im Amt der Salzburger Landesregierung.



FRANZ MAIR

ist zuständig für die unabhängige Kontrollstelle für Energieausweise im Amt der Salzburger Landesregierung.

Stiegler: Ich habe eine Amortisationsrechnung für eine klassische Sanierung angestellt. Schaut man sich eine obere Geschossdecke an und dämmt sie mit 30 Zentimeter Styropor, schmeißt dann die Ölheizung raus und baut eine Pelletsheizung ein, braucht es 25 Jahre bis zur klimawirksamen Amortisation des CO₂-Ausstoßes der Styroporproduktion. Das hat bei mir aus technischer Sicht dazu geführt, dass ich sage: Ich kann nur mit den ökologischen Baustoffen sanieren, wenn ich klimawirksam sein will.

GRIESSNER: Das ist kein Widerspruch. Aber wenn ich nicht mehr Handwerker oder Material habe, wird es die Verwendung von nicht oder nur wenig ökologischen Bau- und Dämmstoffen noch länger als notwendig geben.

Leibetseder: Wer Styropor verwendet, kann auch Holzfaser- oder Hanfplatten verwenden. Es ist wie immer: Wir fahren genau so lange, bis es nicht mehr geht. Man muss nur die Entwicklung im Fahrzeugsektor zum Vergleich heranziehen.

LÖFFLER: Ja, man kann die Anforderungen strenger machen. Wir haben das bei der Novelle der Bauordnung auch diskutiert. Die Sorge, die man auch hat, ist aber, dass höhere Anforderungen zu größeren Ausweichbewegungen führen. Wenn ein Dämmstoff verboten wird, ist die Gefahr groß, dass gar nicht mehr gedämmt wird, weil es keine Verpflichtung dazu gibt. Ich bin für strengere Anforderungen und finde auch Ihre Berechnung sehr interessant, weil wir in unseren Berechnungen andere Ergebnisse sehen.

Leibetseder: Wie wäre es mit einem hypothetischen Grenzwert, der den Worst Case, also ein No-Go, beschreibt?

LÖFFLER: Ich finde die Idee absolut verfolgenswert. Andererseits haben wir einen HWB- und einen fGEE-Wert, die in jeder Immobilienanzeige zu finden sind. Die Hoffnung war, dass die Menschen dadurch nur mehr die besten Wohnungen mieten, im Endeffekt sind Menschen aber froh, überhaupt eine Bleibe zu finden. Den fGEE-Wert versteht kaum jemand und selbst für den HWB-Wert muss man schon fast Experten befragen. Es gibt aber auch noch viele andere Werte, die noch weniger Leuten etwas sagen. Ich bin auch für eine klare Kommunikation, aber sie muss vereinfacht werden, damit die Information ankommt. Das ist sicher eine Aufgabe, der wir uns stellen sollten. Was feststeht: Das Interesse an den Baustoffen nimmt bei unseren Beratungen zu. Fast immer kommt die Frage, ob es eine Alternative zu Plastik gibt. Wenn man anschaut, wie gebaut wird, kommt die Brieftasche dennoch stets zum Tragen. Gerade in der Kommunikation sind die Professionisten von großer Bedeutung. Der Baumeister oder Zimmermeister hat die Erfahrung und empfiehlt, woran er glaubt. Gerade im Bereich des Baus, wo – wie im Fußball – jeder Experte ist, braucht es auch die mündliche Kommunikation. Wir sehen das auch in der Beratung. Wir können viel erzählen, aber wenn der Installateur sich für die Öl- oder Gasheizung ausspricht, weil er sie immer schon eingebaut hat, hat die gewonnen.

„Wir haben alle Voraussetzungen für ökologisches Bauen.“

Franz Mair



Oben: Franz Mair, rechts Gerhard Löffler



MAIR: Wir brauchen eben immer beides. Wenn die Dokumentation, wie das Haus gebaut ist, nicht einmal vorhanden ist, werden wir dort nicht hinkommen. In Salzburg sind wir die einzige Region in fast ganz Europa, die einen Fertigstellungsenergieausweis hat, für den geprüft wird, ob passt, was gebaut wurde. Es gibt schon viele Häuser, die eine positive Energiebilanz haben. Ich persönlich bin der Meinung, dass wir in der Region alle Voraussetzungen für ökologisches Bauen haben. Der Standort lässt es zu. Man muss sich auch etwas trauen – da ist nicht zuletzt die Politik gefordert, regelmäßig zielführende Vorgaben zu machen.

LÖFFLER: Man sieht wirklich eine Entwicklung. Der Anteil der Holzgebäude steigt stetig. Die Materialvielfalt bei Wärmedämmungen nimmt zu und die Coronakrise unterstreicht den Trend zu Nachhaltigkeit und Regionalität einmal mehr. Es gibt Bewegung in der Bevölkerung und die muss in jeder Form unterstützt werden. Aus meiner Sicht ist Kommunikation das Wichtigste, aber die Darstellung im Energieausweis braucht es auch.

MAIR: Ja, es bedarf entsprechender Instrumente, um Lebenszyklen darzustellen. Gute Dämmstärken und Niedrigenergiebauweise ergeben Häuser, die wirtschaftlich sinnvoll sind. Wenn wir das den Menschen mit Hilfe von EDV-Tools schnell mitteilen können, werden wir helfen können. Aber noch einmal: Man muss es auch zahlen können! Die Wohnbauförderung in Salzburg geht bis zu 50 Prozent der Investitionskosten, abhängig von der erreichten Gesamtenergieeffizienz, und der Bund zahlt beim Heizungstausch und bei der Wärmedämmung auch dazu. Wenn das alle wissen, werden wir große Fortschritte machen. Ich glaube auch, dass die Industrie- und Gewerbetreibenden die Ressourcen haben, das umzusetzen.

LÖFFLER: Es gibt den Willen, diese Revolution in Salzburg zu starten. Es wird nur noch etwas dauern. Bei der aktuellen Baunovelle wurde viel darüber diskutiert, bei der nächsten könnte es schon passieren.



STATEMENT LANDESHAUPTMANN-STELLVERTRETER DR. HEINRICH SCHELLHORN

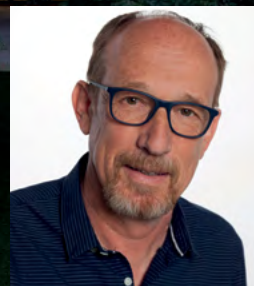
Die Klimakrise ist eine der größten Herausforderungen vor der wir derzeit stehen. Daher freut es mich besonders, dass die Entwicklung im Gebäudebereich sehr zukunftsorientiert ist und in die richtige Richtung geht – hin zu mehr Energieeffizienz, vermehrten Einsatz erneuerbarer Energie und einer Reduktion von fossilen Rohstoffen.

Daran müssen wir konsequent weiterarbeiten. Im Bereich Bauen und Wohnen werden Entscheidungen getroffen, die oft ein ganzes Leben, manchmal sogar über mehrere Generationen hinweg, Wirkung entfalten. Es sind langfristige Entscheidungen, die mit Lebensqualität und mit Fragen der Leistbarkeit verbunden sind. Darum müssen wir diesem Bereich besondere und umfassende Aufmerksamkeit schenken. Mit den vielfältigen Beratungs- und Förderangeboten des Landes wollen wir die Salzburger Bevölkerung dahingehend bestmöglich unterstützen und begleiten.



PIONIERE UNTERM PATSCHER- KOFEL

Die Immobiliengesellschaft der Tiroler Landeshauptstadt hört auf den Namen IIG. Und beweist, dass im kommunalen Baubereich auch schon sehr nachhaltig gearbeitet wird. Mit einer Strategie für die Zukunft, wie Bereichsleiter Hannes Gstrein weiß.



Hannes Gstrein

Wer in Innsbruck wohnt, hat's gut. Einerseits urbanes Leben in einer 130.000-Einwohner-Stadt mit durchaus internationalem Flair, andererseits die stete Gewissheit um die Natur ums Eck. Was heißt ums Eck? Vor der Haustür. Innsbruck ist die Stadt, in der Menschen mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Skifahren aufbrechen. Am Fuße des Patscherkofels kann man gar nicht anders, als naturverbunden zu sein. Und vielleicht ist das auch ein Grund dafür, dass hier, am Fuße des 2.246 Meter hohen Patscherkofels und der imposanten Nordkette, eine ganz besondere kommunale Einrichtung beheimatet ist: die IIG.

IIG – das steht für Innsbruck Immobiliengesellschaft. Sie verwaltet als Gesellschaft der Stadt Innsbruck bestehende Gebäude und sorgt für Bau- und Projektmanagement bei Neubauvorhaben und Generalsanierungen der Tiroler Landeshauptstadt. Die Pioniere unterm Patscherkofel bauen und sanieren so, dass auch die nächsten Generationen etwas davon haben. So nachhaltig wie möglich. Und das ist alles andere als selbstverständlich in Mitteleuropa. „Ja, wir nehmen das Thema ernst“, sagt Hannes Gstrein im unvergleichlich charmanten Tiroler Dialekt [sic!]. „Diese Ernsthaftigkeit sieht man alleine daran, dass wir eine eigene Abteilung haben, die den Titel ‚Mensch – Umwelt – Technik‘ trägt“.

Vor zwei Jahren wurde die Abteilung installiert, Gstrein kam 2013 zum Unternehmen. Zuerst hieß die Abteilung „Nachhaltige Gebäudeentwicklung“. Entstanden war sie innerhalb des Unternehmens. „Wir haben die Notwendigkeit gesehen, diese Gesichtspunkte in einer eigenen Abteilung zu vereinen. Begonnen hat alles mit Energieausweis und Energieeffizienz“, erinnert sich Gstrein zurück, der selbst vor 45 Jahren als Heizungstechnikerlehrling begann und sich über nebenberufliche Fortbildungen immer mehr dem Thema Klimaschutz oder Passivhaus annäherte. „Ich wollte in den 80er-Jahren schon nicht nur Öl und Gas einbauen“, sagt er. „Mich haben die Umweltenergie und die Potentiale zum Energiesparen fasziniert.“ Nicht zuletzt über die 1988 gegründete AEE – Arbeitsgemeinschaft Erneuerbare Energie – und die damals aufkommende Angst vor dem Ende des Erdöls befasste er sich immer mehr mit dem Thema. Und blieb bis heute dabei.

Solaranlagen der IIG



„Wir nehmen
das Thema
Nachhaltigkeit
ernst.“



„Passivhaus- standard ist unser Standard“

Hannes Gstrein



Fünf Personen kümmern sich mit ihm bei der IIG um das Thema Nachhaltigkeit für die aktuell zu verwaltenden Gebäude. Nachhaltige Konzepte, Förderanträge für Klimaschutzmaßnahmen usw. – alles, was die IIG macht, wird unter dem Gesichtspunkt des Klimaschutzes gemacht. Was das konkret heißt? „Passivhausstandard ist unser Standard“, erklärt Gstrein. „Jeder Neubau wird bei uns als Passivhaus ausgeführt.“ Darüber hinaus gibt es Programme zur Dekarbonisierung bis ins Jahr 2040 – in 20 Jahren sollen also Gas und fossile Brennstoffe sukzessive umgestellt werden. Auch gibt es ein Schwerpunktprogramm für Photovoltaik – „wir haben in den letzten Jahren 6.300 m² Anlagen verbaut“ – und stets innovative Solarkonzepte. „Gerade entwickeln wir die Energieraumplanung, die uns bis 2040 klimaschutzfit im Sinne der Tiroler Energieautonomie machen soll.“ Auch Dämmmaßnahmen sollen für Klimafitness sorgen. Eine besondere Herausforderung für Gstrein und seine Kollegen stellen denkmalgeschützte Gebäude dar. „Wir können dort oft wenig sanieren, aber zumindest der Verbau von Fernwärme und Austausch von Gaskesseln steht regelmäßig am Programm.“

Aber auch sonst lebt die IIG Nachhaltigkeit. „Unsere Mitarbeiter fahren eine Million Kilometer im Jahr, das sind 26 Erdumrundungen“, erklärt Gstrein. „Im Sinne eines nachhaltigen Mobilitätskonzepts wird unser 27 Fahrzeuge umfassender Fuhrpark stetig auf Elektro umgestellt. Mit zehn Fahrzeugen ist das schon passiert. Auch der Bereich der Fahrräder und E-Bikes ist uns wichtig – mit dem Rad unterwegs zu sein, wurde zuletzt auch attraktiver, da es bei uns Dusch- und Umziehmöglichkeiten gibt.“

Im österreichischen Vergleich sind die Innsbrucker absolute Spitze. Das führt zu einer Wiederholung der Feststellung vom Anfang: Wer in Innsbruck wohnt, hat's gut.


IIG

Die IIG, die Immobiliengesellschaft der Stadt Innsbruck, besteht aus mehreren Gesellschaften und steht zu 100 % im Eigentum der Stadt Innsbruck. Die IIG kümmert sich um die Verwaltung der Gebäude (Objektmanagement) sowie um Bau- und Projektmanagement bei Neubauvorhaben und Generalsanierungen in Innsbruck. Mit der Schaffung, Erhaltung und Verwaltung von Wohn- und Geschäftsgebäuden sowie kommunalen Einrichtungen (Schulen, Kindergärten, Sportanlagen Wohnheimen, Feuerwehren usw.) ist die IIG ein wichtiger Teil des städtischen Lebens und leistet einen zentralen Beitrag zur Wohn- und Lebensqualität der Innsbrucker.
www.iig.at

KLIMA UND MENSCH IM WANDEL

Wie soll Mensch der Klimakrise gerecht werden? Henning Austmann ist Professor an der Hochschule Hannover. Der Familienvater forscht an der Schnittstelle von Wirtschaft und Nachhaltigkeit. Und erklärt in diesem Gastbeitrag, warum sich nicht nur das Klima wandelt, sondern auch der Mensch wandeln muss.





„Wirklich notwendig
ist vor allem ein Wandel
unseres Verhaltens hin
zu einem nachhaltigen
Lebensstil.“

Prof. Dr. Henning Austmann

Herr Austmann, wie können wir unseren Planeten für den Menschen lebenswert erhalten?

Es sollte uns nicht nur um den Erhalt eines für den Menschen erträglichen Klimas gehen. Ein derart enger Fokus wird der Vielfalt und Breite an existenziell bedrohlichen Problemen nicht gerecht. Wir sind aktuell dabei, diverse lebenswichtige, planetare Grenzen zu überschreiten: Man denke an das historische Artensterben, die Versauerung der Ozeane, das drastische Ressourcenschwinden, die exzessive Ausbringung von Phosphor und Stickstoff, den viel zu hohen Süßwasserverbrauch. Wir vertrauen vielerorts darauf, den notwendigen Wandel allein durch technische Innovation be-

wältigen zu können. Doch trotz diverser technischer Entwicklungen gelingt es uns nicht, die anhaltende Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen einzudämmen. Das hängt unter anderem mit sogenannten Rebound-Effekten zusammen. Als wirkungsvollste Stellschraube erachten wir Nachhaltigkeitsforscher daher die Reduktion unseres Konsumniveaus.



„Wir
müssen
selbst
anpacken!“

Prof. Dr. Henning Austmann

Man hört immer wieder von diesem Aufruf zur Reduktion. Warum müssen wir es selbst anpacken?

Die Gründe dafür sind vielfältig. Erstens sind Politik und Wirtschaft mit ihren bisherigen Ansätzen gescheitert. Zweitens muss ich mich fragen, wie ich es rechtfertigen kann, weiter beim Untergang zuzuschauen und jede Verantwortung von mir zu weisen. Nicht nur gegenüber den aktuell Leidenden, sondern auch gegenüber jenen, die in Zukunft die absehbar immer heftigeren Konflikte um die Reste unserer natürlichen Lebensgrundlagen auszuhalten haben. Zumal – und das ist ein drittes Argument – der Schritt hin zu einem Ein-Planet-Lebensstil durchaus das Potenzial hat, persönliches Glücksempfinden zu steigern. In unserer aktuellen Überflussgesellschaft würde die

Rückbesinnung auf die Gestaltungsprinzipien der Natur – darunter unter anderem Entschleunigung, Entrümpelung, Entkommerzialisierung, Kooperation, Kreisläufe, Dezentralisierung und Re-Regionalisierung unseres Alltags – viele wunderbare Wirkungen mit sich bringen: Weniger Stress, weniger Reizüberflutung, geringere finanzielle Bedürfnisse, mehr Resonanz, höhere Unabhängigkeit, gestärkte Krisenfestigkeit und ein gesteigertes Gemeinschaftsgefühl. Insgesamt würden wir auf einem niedrigeren Konsum- und Produktionsniveau also nicht nur unsere natürlichen Lebensgrundlagen erhalten, sondern auch noch eine Zunahme an Lebensqualität erreichen. Und dabei eine ökologisch, sozial und ökonomisch verträgliche Entwicklungsperspektive für alle Nationen der Welt bieten.

Schon Gandhi sagte:

„Sei du selbst die Veränderung,
die du dir wünschst für diese Welt.“


Mein Kollege Niko Paech schlägt diesbezüglich einen wichtigen Perspektivwechsel vor: Wer im Überfluss lebt, für den bedeutet „weniger nicht Verzicht, sondern Befreiung. Souverän und glücklich ist nicht, wer viel hat, sondern wer wenig braucht.“ Ich finde diese Perspektive richtig und wichtig. Besonders effektiv wäre es dafür unter anderem, deutlich weniger Fleisch zu essen, da die industrielle Fleischproduktion für einen Großteil der aktuellen ökologischen Herausforderungen verantwortlich ist. Auch der Umstieg von Individualverkehr auf öffentlichen beziehungsweise geteilten Verkehr, das Neinsagen zu Flugreisen, die Reduktion unserer Wohnflächen-Ansprüche oder das Teilen, Reparieren und längere Nutzen von technischen Geräten würden uns helfen, unsere natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten. Keine dieser Handlungen kostet Geld, im Gegenteil. Wir könnten jetzt sofort damit beginnen.

Aber braucht es nicht auch und vor allem einen Umbau der Rahmenbedingungen auf globaler Ebene?

Natürlich. Insbesondere muss Politik die Marktwirtschaft reparieren: Preise müssen die soziale und ökologische Wahrheit sagen. Und wir müssen unser Finanzsystem reformieren. Es trägt in der heutigen Form maßgeblich dazu bei, dass unser aktuelles Gesellschafts- und Wirtschaftssystem nicht zukunftsfähig ist. Aber: Solche Schritte werden nicht zuerst durch Politik- oder Wirtschaftsgrößen initiiert. Schon Gandhi sagte: „Sei du selbst die Veränderung, die du dir wünschst für diese Welt.“ In diesem Sinne müssen möglichst viele von uns mit dem Wandel anfangen und damit dazu beitragen, dass die notwendigen politischen Reformen wählbar werden.

Aber gefährdet so ein Weg nicht den Fortschritt?

Wer sich intensiver mit der Geschichte unserer Spezies beschäftigt, wird schnell erkennen, dass das, was wir aktuell als „normal“ erachten, aus historischer Vogelperspektive extrem unnormal ist. Richtig ist, dass wir in vielen Ländern der Welt in den vergangenen beiden Jahrhunderten erstaunliche Wohlstandsgewinne erzielt haben. Verkannt werden dabei aber regelmäßig zwei schmerzhaft Tatsachen: Erstens waren diese Wohlstandsgewinne nur auf Kosten eines exorbitanten, nicht dauerhaft fortführbaren Naturkapitalverzehr möglich. Zweitens sind wir trotz dieses historischen Substanzverzehr Lichtjahre davon entfernt, diese Wohlstandsgewinne allen Menschen auf der Welt zugänglich zu machen. Dazu kommt, dass wir in den Industrienationen seit mehreren Jahrzehnten weit über unsere Bedürfnisse hinauschießen. In unserem von Dauerkonsum geprägten Wirtschaftsparadigma leben wir heute in einer nicht verantwortbaren Fülle und Verschwendung. Was sind das für Menschen, die von einem Rückschritt sprechen,



**PROF. DR.
HENNING AUSTOMANN**

lehrt an der Hochschule Hannover und beschäftigt sich mit Themen wie Nachhaltigkeit, International Business Environment oder Business ethics.

wenn Wissenschaftler in dieser Überflusssituation zu einem genügsameren Lebensstil im Einklang mit einem Planeten Erde aufrufen? Welchen Sinn hat unser bisheriges Fortschrittsverständnis, wenn es uns als Gesellschaft an den Abgrund unserer Existenz geführt hat? Und was wäre in dieser Situation so verkehrt an „Rückschritt“, wenn wir durch die Emanzipation gegen unsere Abhängigkeit von Öl und Konsum endlich einen Weg fänden, globale Gerechtigkeit herzustellen und nicht in den Abgrund zerstörter natürlicher Lebensgrundlagen zu stürzen?



UNTERNEHMEN FÜR MORGEN



„Uns muss klar
werden, dass eine
Transformation der
Wirtschaft
ansteht.“

Christof Drexel



Christof Drexel bei
einem Vortrag 2019



Der Vorarlberger Christof Drexel hat den Technologie- und Marktführer im Bereich der Haustechnik für Passivhäuser aufgebaut. 2016 stieg er aus dem operativen Geschäft aus und wurde zum Autor und Berater. Ein Einblick in die Gedankenwelt eines Pioniers.

Eigentlich hätte Christof Drexel lieber studiert. Doch er stieg in den elterlichen Betrieb ein – ein regionales Unternehmen für Lüftungsbau – und tat dort sofort das, was ihn bis heute beschäftigt: an morgen denken.

„Ich wollte das konventionelle Unternehmen anders ausrichten“, erinnert er sich zurück. Solarenergie, Passivhausstandard – das waren Themen, die ihn beschäftigten. Acht Jahre nach seinem Einstieg ins Familienunternehmen brachte er das erste passivhaustaugliche Kompaktgerät für Heizung, Lüftung und Warmwasser auf den Markt. Langsam aber sicher entstand daraus mehr. Drexel entwickelte weitere hocheffiziente Kompaktgeräte und stieg zusammen mit einem Partner und seinem neuen Unternehmen „drexel und weiss“ zum Technologie- und Marktführer bei der Haustechnik für Passivhäuser auf.

„Wir sind schnell gewachsen“, erinnert er sich zurück. 2016 schied er als Geschäftsführer aus dem operativen Geschäft aus und schrieb ein Buch. „Es war mir immer schon ein Bedürfnis, meine unternehmerische Tätigkeit in das große Ganze einzubauen. Ich habe mich gefreut, dass ich all die Themen, die mich interessieren, im Zuge des Buchschreibens recherchieren, kennenlernen und studieren konnte, um am Ende ein Gesamtbild zeichnen zu können.“ Ein 220 Seiten starkes Gesamtbild, dessen Inhalt mit dem Titel offensichtlich wird: Zwei Grad. Eine Tonne. – Wie wir das Klimaziel erreichen und damit die Welt verändern. Und im Detail? „Ich habe versucht, die erforderliche Reduktion von Treibhausgasemissionen anhand von drei Strategien durchzurechnen – was kann Energieeffizienz, was können erneuerbare Energie sowie unser Lebensstil dazu beitragen?“

Der Unternehmer, der zum Aktivisten wird? „Nicht ganz, aber auf Basis des Buches habe ich in meiner Heimat Vorarlberg einen Verein gegründet, der konkret anstrebt, die Klimaneutralität im Bundesland voranzutreiben. Das geht naturgemäß nicht von heute auf morgen, aber wir versuchen gemeinsam mit vielen Protagonisten, in einzelnen Schritten voranzukommen.“ Zentrales Element dieses Vereins sei eine Emissionsmatrix, die anhand zahlreicher Bausteine evidenzbasiert ermittelt, welche Handlungen welche Impacts haben. „Es ist ein Wissensfundament, um in faktenbasierte Diskussionen zu gehen. Mit Arbeitsgruppen zu unterschiedlichen Bereichen wie Mobilität, Ernährung oder Gebäudewärme.“ Könnte daraus vielleicht sogar eine Modellregion im Sinne der Klimaneutralität entstehen? „Soweit möchte ich nicht in die Zukunft blicken. Die Frage ist: Warum Vorarlberg? Da kann man im weltweiten Vergleich feststellen, dass wir in Europa pro Kopf einen sehr hohen Treibhausgasausstoß haben – z. B. höher als die Chinesen und Indien. Außerdem haben wir eine historische Verantwortung. Wir haben begonnen, Kohle zu verbrennen, bei uns nahm die industrielle Revolution ihren Anfang. Wir haben das Potential und die gesellschaftliche Stabilität, mit gutem Beispiel voranzugehen. Dass unser Modell als Big Picture für andere Länder übernommen wird, würde ich mir irgendwann wünschen, aber ich wünsche mir vor allem, dass wir uns mit anderen Regionen matchen, die ähnliche Ziele verfolgen, und man voneinander lernen kann.“

„Es gibt Potential für Veränderung.“

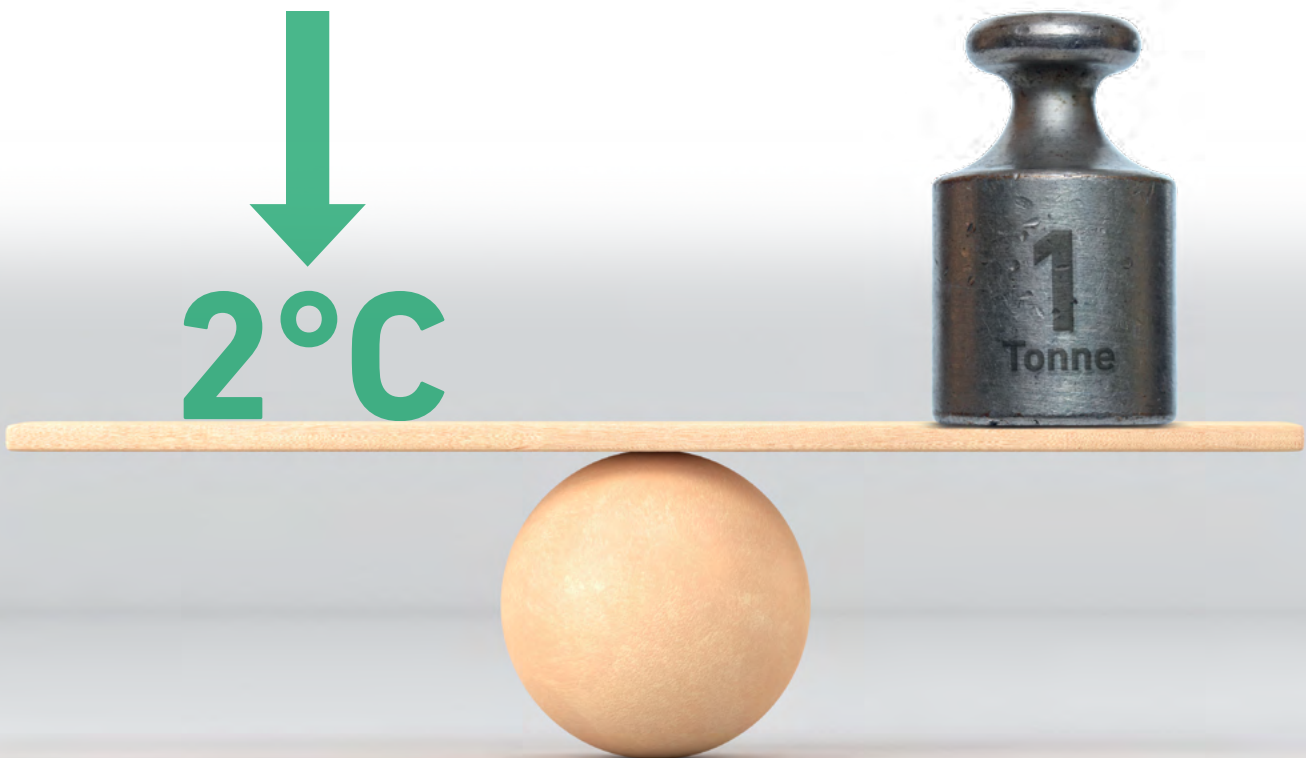
Christof Drexel

Und wie kommt Bewusstsein fürs Klima in der Industrie an? „Die Frage ist, ob es um das Wie oder das Was geht. Ein Unternehmen mit einer beliebigen Produktpalette kann schauen, dass die Mitarbeiter mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren. Das ist ein Trend, der glücklicherweise auch kaum mehr aufzuhalten ist.“ Und das Was? „Das ist das viel schwierigere Thema. Uns muss klar werden, dass eine Transformation der Wirtschaft ansteht, dass es durchaus Unternehmen gibt, die so bleiben können, wie sie sind. Branchen, die

deutliches Wachstum verzeichnen werden. Nicht zuletzt die Dämmstoffindustrie und der Holzbau. Aber es gibt eben auch Arbeitsplätze, die verloren gehen werden.“ Ein gutes Beispiel dafür sei die staatliche Rettung der österreichischen Fluglinie Austrian Airlines. Drexel holt aus: „Viele Menschen streiten darüber, ob das Sinn gemacht hat. Wir können die Emissionen ja nicht brauchen. Ich bin zu sehr Wirtschaftler, um zu sagen, die AUA hätte liquidiert gehört. Aber ich hätte im gleichen Atemzug massive Begleitmaßnahmen wie eine Kerosinsteuer beschlossen, die dem Staat das investierte Geld in drei bis fünf Jahren zurückgegeben hätte. Gleichzeitig hätte ich eine solche Kerosinsteuer so gestaffelt, dass Fliegen sukzessive unattraktiver wird und die AUA in einem Zeitraum von fünf oder zehn Jahren über natürlichen Abbau von Stellen durch Pensionierung usw. geschrumpft. Dasselbe gilt auch für die auf Verbrennungsmotoren setzende Automobilindustrie.“

Aber woher kommt bei Drexel, der nicht nur als Autor, sondern auch als Berater tätig ist, die Motivation für all diese Themen? „Ich kann mich an einige Ereignisse in der Vergangenheit erinnern – Tschernobyl war das bedeutsamste für mich. Damals war ich

17 Jahre alt. Das hat in mir zu einem Umdenken geführt. Das Interesse an Ökologie begleitet mich aber schon seit meiner frühen Jugend. Und da ich es nicht studieren konnte, wollte ich diesem Interesse beruflich nachgehen.“ Drexel ist ein Pionier in seinem Feld. Er weiß, dass die Welt in Sachen Klimakrise spät dran ist und es alles andere als gesichert ist, dass die Kurve noch gekratzt werden kann. Er selbst verzichtet auch, hält aber wenig von Fundamentalismus: „Ich bin nicht radikal. Aber unser Lebensstil ist von großer Bedeutung. Ich beschränke meinen Fleischkonsum auf einmal wöchentlich, ich bin vor zehn Jahren zuletzt geflogen, sage aber nicht, dass ich es nie mehr machen werde. Ich lebe in einem Passivhaus, ich bin passionierter Radfahrer und fahre wenige Autokilometer – was aber nicht heißt, dass ich nicht einmal mit dem Auto in die Bretagne in den Urlaub fahre.“ Auch die Tatsache, dass die Klimakrise dank Greta Thunberg in den Fokus der Mainstream-Öffentlichkeit rückt, findet er ausschließlich positiv. Er hegt keinen Groll, dass es erst dadurch passiert. „Es ist gut, dass das Thema omnipräsent ist – nur so gibt es Potential für Veränderung.“





STEUERSYSTEM

Die Ungerechtigkeit, dass Menschen verschiedener Teile unserer Erde die natürlichen Ressourcen in sehr ungleichem Ausmaß in Anspruch nehmen, muss bekämpft werden. Wenn Steuer etwas mit Steuern zu tun hat, dann muss Wertvolles, Begrenztes besteuert werden. Wir brauchen einen sanften Übergang vom gegenwärtigen Steuersystem auf eines, das anstelle von Arbeit natürliche Ressourcen besteuert. Im Lauf von zwei bis drei Jahrzehnten ist es möglich, das Steueraufkommen sukzessive und weitestgehend umzuschichten. CO₂ leistet als Indikator wertvolle Dienste, vor allem für die energiebedingten Emissionen. Ressourcen sind aber nicht nur fossile Brennstoffe, die ja letzten Endes fast nicht mehr zum Einsatz kommen, sondern alles, was unsere Erde für uns (alle) bereithält: Rohstoffe, Wasser, Wälder, Grund und Boden. Der Verbrauch beziehungsweise die Beschädigung dieser Güter muss besteuert werden – je knapper das Gut, umso höher die Steuer. Die Einkommensteuer für Gutverdiener (siehe nachfolgendes Kapitel) gehört zu den wenigen Steuern, die nicht vollständig abgelöst werden können. Die Auswirkungen dieser Steuerreform ungeheuren Ausmaßes werden nach und nach an mehreren Fronten sichtbar:

Erstens werden klimaschädliche Aktivitäten teurer, klimaschonende billiger. Heißt: Tomaten aus dem beheizten Treibhaus werden teurer, saisonales Gemüse vom Biobauern billiger. Frischer Meeresfisch aus dem Pazifik wird teurer, regionale Forellen werden billiger. Fleisch aus ressourcenintensiver Massentierhaltung wird teurer, Biofleisch wird billiger. Aludosen und Einwegverpackungen werden teurer, Pfandflaschen und -gläser lohnen sich wieder. Autofahren mit Benzin und Diesel wird teurer, die Fahrt mit dem Elektrotaxi wird billiger. Energieintensive industrielle Produktion wird teurer, Handwerk wird billiger. Neuprodukte werden teurer, reparieren wird billiger. Fliegen wird teurer. Bauen und Wohnen wird billiger. Energetische Sanierungen lohnen sich. Effizienzmaßnahmen werden noch wirtschaftlicher. Bildung wird billiger, Rüstung wird teurer.

Zweitens erfolgt eine Aufwertung der handwerklichen, manuellen Arbeit. Sie wird wieder mehr gefragt. Manche einfachen Tätigkeiten können von Menschen wirtschaftlicher erledigt werden als von teuren, energieintensiven Maschinen. Arbeit ist nicht nur für Menschen mit höherer Qualifikation vorhanden. Außerdem verlagern sich die Bemühungen um Kostenreduktion in der Wirtschaft weg von der Rationalisierung und Erhöhung des Zeitdrucks, hin zu höherer Ressourceneffizienz.

Drittens bewirkt diese Steuerrevolution eine extreme Verwaltungsvereinfachung mit dementsprechendem volkswirtschaftlichem Nutzen: Steuern werden hauptsächlich bei den Energieversorgern und bei Inverkehrbringern von fossilen Treib- und Brennstoffen eingehoben. Nach der vollständigen Umschichtung entfällt neben den Steuern auf Arbeit auch die Mehrwertsteuer, was Schwarzarbeit obsolet macht; Energie-, Öko- und Mineralölsteuern werden ersetzt, es entfallen mit der Lohnsteuer auch die -erklärungen, und nicht nur die Lohnverrechnung wird massiv vereinfacht. Sogar die Körperschaftsteuer für Unternehmen kann entfallen: Die Steuern werden mit der Verwendung der natürlichen Ressource abgeführt. Zwangsläufig von jedem Unternehmen und in jenem Land, wo die Ressource, der Rohstoff, dem Verwendungszweck zugeführt wird, also zum Beispiel bei der Verbrennung von Gas für industrielle Prozesswärme. Oder beim Treibstoff für die Paketauslieferungen. Wo mehr produziert und transportiert wird, kommt mehr Steuer auf. Steuerflucht à la Panama und Paradise Papers wird schwierig: Es spielt keine Rolle, wo die Gewinne erzielt werden. Nur der Verkauf von importierten, CO₂-beladenen Gütern wird am Anfang noch etwas aufwändiger zu handhaben sein: Die Steuerumschichtung wird nicht überall im selben Ausmaß und im selben Zeitplan erfolgen. Einige werden die Vorreiterrolle übernehmen, andere werden nachziehen. Unterschiede zwischen Handelspartnern sind bis zu einem gewissen Maß vertretbar, ist die Differenz zu groß, müssen Importsteuern für Güter eingeführt werden, deren ökologischer Rucksack noch nicht ausreichend besteuert wurde.

Viertens wird – fast nebenbei – der Klimawandel gestoppt. Regionen, die Menschen beheimaten, können weiterhin bewohnt und bewirtschaftet werden.

**ZWEI GRAD. EINE TONNE.
- WIE WIR DAS KLIMAZIEL
ERREICHEN UND DAMIT
DIE WELT VERÄNDERN**



Verlag: Laible, 220 Seiten,
ISBN: 978-3200056060

Erhältlich beispielsweise auf Amazon um 28,70€
(Stand Oktober 2020)

www.zwei-grad-eine-tonne.at

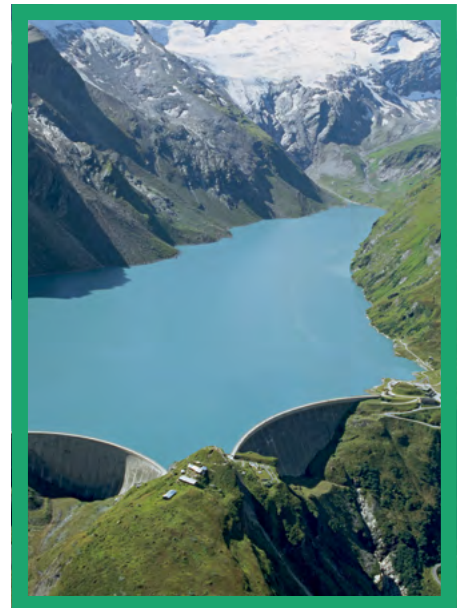
„WIR GEHEN DEN CO₂-FREIEN WEG, DAS TEMPO ERHÖHT SICH“



Das Energiemanagement ändert sich. Das weiß auch VERBUND, Österreichs größtes Stromunternehmen. Wir haben beim künftigen Vorstandsvorsitzenden, Dr. Michael Strugl, nachgefragt, was die Energiezukunft bringt – und unter anderem erfahren, warum sein Unternehmen auch an Wasserstoff denkt.



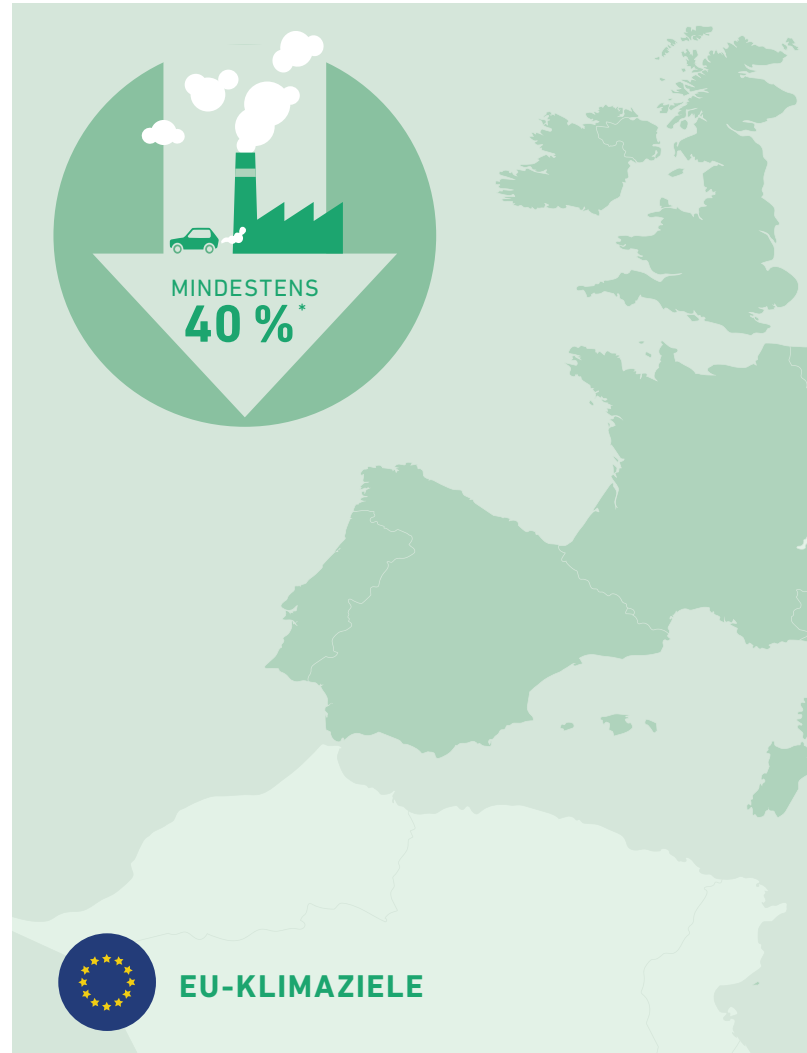
Wir arbeiten an innovativen Projekten und konzentrieren uns auf saubere und sichere Stromerzeugung, neue Speicherlösungen sowie digitale Lösungen in der Erzeugung und Energienutzung allgemein.



Die Ziele sind ambitioniert. Im Dezember 2019 haben sich die Staats- und Regierungschefs der EU zum Ziel der Klimaneutralität bis 2050 bekannt. Bis 2050 sollen also alle Treibhausgasemissionen in der Europäischen Union soweit wie möglich vermieden werden. Bei den Treibhausgaszielen wird über den Vorschlag der EU-Kommission debattiert, das EU-Klimaziel zu verstärken, hin zu 50 bis 55 Prozent Emissionsminderung bis 2030. „Der Europäische Green Deal“, sagt EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, „ist unsere neue Wachstumsstrategie. Er wird uns helfen, Emissionen zu reduzieren und Arbeitsplätze zu schaffen.“ Grund genug, um bei Michael Strugl nachzufragen, wie die Energiezukunft aussehen könnte. Strugl ist aktueller Vizevorstandschef des VERBUND Österreich und wird ab 2021 Österreichs größtem Stromunternehmen vorstehen.

„Der Europäische Green Deal ist unsere neue Wachstumsstrategie, die uns hilft, Emissionen zu reduzieren und Arbeitsplätze zu schaffen.“

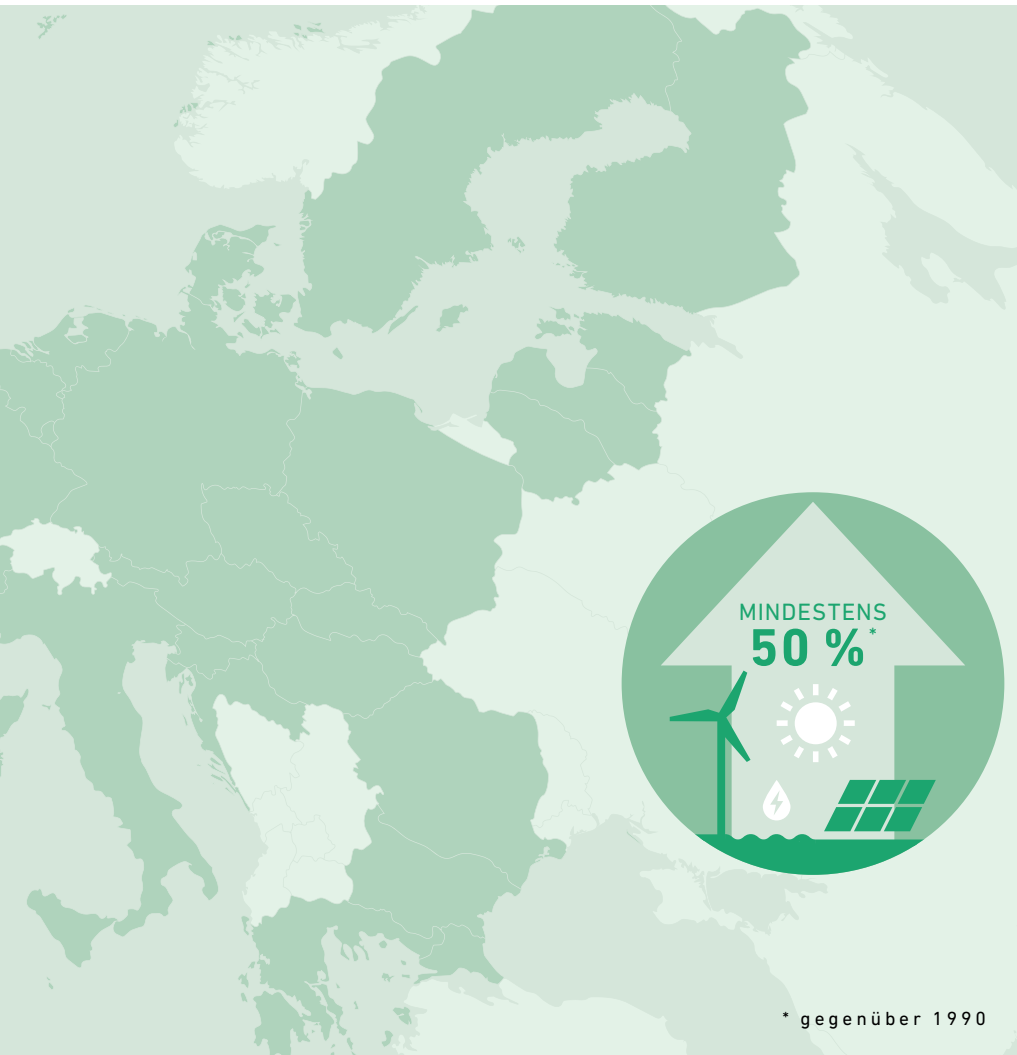
Ursula von der Leyen



Dr. Michael Strugl über ...

.... Klimawandel.

„Der Klimawandel ist eine der zentralsten Herausforderungen unserer Generation. Um die notwendigen Emissionsreduktionen zu realisieren, werden substanzielle Kraftanstrengungen auf allen Ebenen notwendig sein. Gleichzeitig eröffnen sich durch die notwendigen massiven Investitionssummen in Low-Carbon Technologies auch enorme Chancen für Volkswirtschaften und Unternehmen. Für den Standort Österreich müssen jetzt die Weichen für die notwendige Dekarbonisierung gestellt und die Rahmenbedingungen entsprechend adaptiert werden.“



* gegenüber 1990

... Rahmenbedingungen für die Zukunft.

„Wir benötigen Rahmenbedingungen, die die notwendigen Investitionen in den Ausbau erneuerbarer Energien wie Wind, Sonne und auch Wasser rentabel zu machen. Es braucht ausreichend Speicher und leistungsfähige Netze, also die permanente Weiterentwicklung einer klimafreundlichen Mobilitäts- und Energieinfrastruktur.“ „Wesentlich ist auch die Erhöhung der Energieeffizienz und des Eigenversorgungsgrades, entweder durch die Erzeuger selbst oder durch die Verbraucher, die sich beispielsweise zu Energiegemeinschaften zusammenschließen. Gemeinschaften im Bereich erneuerbarer Energien. Einen zentralen Baustein bei der Dekarbonisierung des Energie- und Wirtschaftssystems stellt zudem die adäquate Bepreisung von CO₂ dar. Und nicht zuletzt geht es um das Thema Green Finance als Hebel für nachhaltige Projekte, die nicht nur aus öffentlichen, sondern auch aus privaten Geldern finanziert werden müssen. Da benötigt es Lenkungsmaßnahmen und Anreize, um Privatkapital für nachhaltige Investitionen zu mobilisieren.“



DR. MICHAEL STRUGL

Michael Strugl, geboren 1963 in Steyr, Oberösterreich, studierte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an der Johannes Kepler Universität Linz und absolvierte mehrere Aus- und Weiterbildungen, u. a. im Bereich General Management und International Finance, in Linz, Toronto (Kanada), Atlanta (USA) sowie zuletzt an der Stanford University in Kalifornien. Sein beruflicher Werdegang führte ihn in die Politik, wo er die Position des oberösterreichischen Landeshauptmann-Stellvertreters einnahm, sowie in die Wirtschaft, wo er seit Jänner 2019 stv. Vorsitzender des Vorstands der VERBUND AG ist.

... Innovation.

„Innovation bei VERBUND soll neue Geschäftsbereiche erschließen und zur Absicherung bestehender Geschäftsfelder sowie zu einer langfristigen Steigerung des Unternehmenswerts beitragen: Zentralen Stellenwert hat ein umfassendes Ecosystem für eine datengetriebene Wirtschaft, die Start-ups, Universitäten und Forschungsinstitute mit einschließt. Gemeinsam geht es um ein hohes Maß an Leistungsorientierung und, in Anbetracht der drängenden Herausforderungen, um ein hohes Tempo. Wir arbeiten an innovativen Projekten entlang der gesamten Wertschöpfungskette und konzentrieren uns dabei auf 5 Schwerpunkte: saubere und sichere Stromerzeugung, grüner Wasserstoff, neue Speicherlösungen sowie digitale Lösungen in der Erzeugung und Energienutzung allgemein.“



„Wir arbeiten an innovativen Projekten entlang der gesamten Wertschöpfungskette.“



... E-Mobilität.

„Der Verkehrssektor ist für 29 % der Treibhausgasemissionen in Österreich verantwortlich. Ein wachsender Anteil elektrisch angetriebener Fahrzeuge auf Österreichs Straßen kann hier gegensteuern und zusätzlich volkswirtschaftliche Impulse setzen. Das Einsparungspotential ist sowohl im Energieverbrauch als auch im Emissionsausstoß erheblich. Selbst wenn alle Autos in Österreich ab sofort elektrisch fahren würden, bräuchten wir dafür nur etwa 13 Prozent mehr Strom – im Grunde keine große Herausforderung für die Energiewirtschaft.“

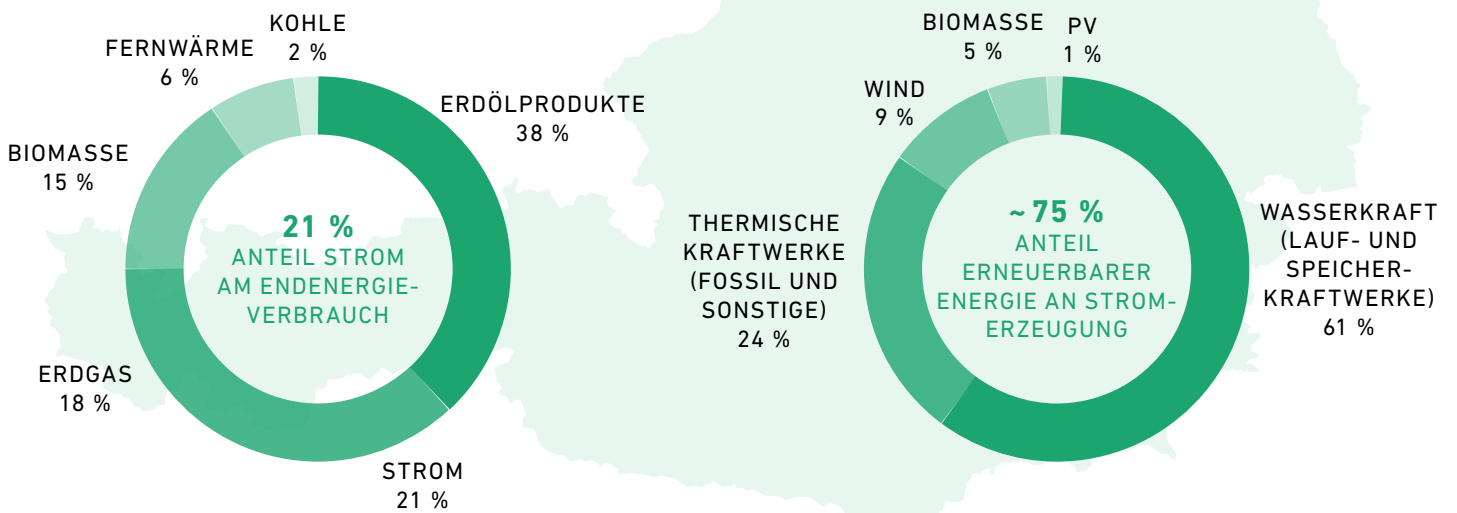
... Wasserstoff.

„Wir beschäftigen uns im Rahmen mehrerer Projekte mit der Erzeugung von grünem Wasserstoff, der in weiterer Folge als Rohstoff für industrielle Prozesse, als Kraftstoff in der Mobilität oder als Speichermedium für Strom aus erneuerbaren Energien eingesetzt werden kann. Aus unserer Sicht ist dieser CO₂-frei hergestellte Wasserstoff ein perfektes Ausgangsprodukt für eine Sektorkopplung, die als Instrument zur Dekarbonisierung dringend erforderlich ist. Ganz oben auf unserer Innovationsagenda stehen auch Forschungsprojekte zum Thema Energiespeicher, dem bei

zunehmender Volatilität der Stromerzeugung eine immer größere Bedeutung zukommt. Einen massiven Ausbau von Speicherkapazitäten braucht es aus vielen Gründen: zur Bereitstellung von Flexibilität zur Netzstabilisierung, zur Optimierung des Netzausbaus oder zur kurzfristigen sowie saisonalen Speicherung von Erzeugungsüberschüssen. Die Energiespeicher der Zukunft stehen für eine integrierte Energieversorgung und für eine Sektorenkopplung. Daran arbeiten wir.“



ENERGIE- UND STROMERZEUGUNGSMIX IN ÖSTERREICH



Quelle: Energiebilanz 2018 (Statistik Austria 2019)

Quelle: Bruttostromerzeugung 2018 (E-Contract 2019)

**LEADERSHIP
FLORIAN GSCHWANDTNER**



„IN KRISEN BRAUCHT ES POSITIVE LEADERSHIP“

Florian Gschwandtner hat mit der App Runtastic den Weltmarkt erobert. Dem ISOCELLER hat er erzählt, warum er Krisenoptimist ist, an Nachhaltigkeit kein Weg vorbeiführt und was in der Arbeitswelt der Zukunft auf uns wartet.



Unsere Welt ist im steten Wandel. Greta Thunberg ließ die Klimakrise im Mainstream ankommen, dann kam die Corona-Krise, die uns Rezession und weltweiten Stillstand bescherte. Freuen sich Investoren und Business Angels wie Sie über Zeiten der Krise und sehen Sie diese als Chance?

FLORIAN GSCHWANDTNER: Man muss hier zwei Perspektiven sehen. Zum einen freut man sich nicht, wenn es Menschen und Unternehmen schlecht geht. Wenn ganze Branchen in Mitleidenschaft gezogen werden und ein Business in die Insolvenz getrieben wird. Gerade die Hotellerie, die Gastronomie und die gesamte Reiseindustrie haben einen großen Einschnitt hinnehmen müssen. Aus Investorensicht bin ich zum anderen allerdings recht entspannt. Da sehe ich eine Krise auch immer als große Chance. Auch wenn sie nicht dieselbe Dimension hatte, hat uns die Weltwirtschaftskrise 2008/2009 gezeigt, welches Potential Krisen haben. Wir haben Runtastic 2009 gegründet und waren immens erfolgreich. Ich würde mich daher gar als Krisenoptimist bezeichnen.

Was zeichnet einen Krisenoptimisten aus?

Selbst im Worst-Case-Szenario von Entlassungen und großen Einsparungen gibt es Potentiale. Gerade eine Krise wie Corona trifft alle gleichermaßen – nicht zuletzt den eigenen Mitbewerb. Das heißt, es bietet sich die Chance, Marktanteile zu gewinnen. Es ist eine Frage der Leadership, wie man mit solchen Entwicklungen umgeht. Es geht um eine positive Einstellung – begibt man sich in die Opferrolle oder versucht man einen Weg zu finden, um sogar gestärkt aus der Krise hervorzugehen. Das gilt übrigens nicht nur für Unternehmertum, sondern genauso fürs Privatleben. Ich bin ein positiver Mensch und möchte das vorleben und weitergeben und zeigen, was mit Leadership möglich ist.

Aber wer wird es tatsächlich schaffen, in diesen schwierigen Zeiten erfolgreich zu sein?

Jene, die ein starkes Fundament haben. Ich glaube, dass man als Unternehmer, aber auch im Privaten immer vorsorgen muss. Ein Unternehmen braucht Liquidität, Cashreserven, damit gewisse Zeiten durchgestanden werden können. Es muss nicht immer eine Coronakrise auf uns zukommen, auch eine Rezession stellt eine große Herausforderung dar. Entscheidend ist, richtig zu reagieren, sei es mit Stellenabbau, Krediten oder staatlichen Programmen wie der Kurzarbeit, um die Zeit zu überbrücken. Was ein absolutes No-Go darstellt, ist, die Mittel im Innovationsbereich zu kürzen. Wer innovative Projekte aufgrund einer Krise beschneidet, kürzt im falschen Bereich.

„Wachstum ist für das Klima nicht schlecht.“

Florian Gschwandtner



Das bringt uns zur integrativen Klammer dieser Ausgabe des ISOCELLER: das Denken an morgen, an die Zukunft. Sie haben Innovation angesprochen, die Coronakrise hat uns mehr Digitalisierung im Arbeitsalltag gelehrt – sei es in Form von Zoom-Konferenzen oder Teleworking. Worauf steuert unsere Arbeitswelt zu?

Es steht außer Frage, dass die Digitalisierung durch die Coronakrise noch einmal ordentlich angestoßen wurde. Es gab Gewinner, aber auch Verlierer wie den stationären Handel, der während des Lockdowns zu 100 Prozent geschlossen war und eine sehr schwierige Zeit hinter sich hat. Das war nur ein Bereich, wo der digitale Wettbewerb noch mehr im Vorteil war als schon davor. Grundsätzlich gilt, dass Digitalisierung nicht die Lösung für alles ist, aber sie ist komplementär notwendig für alle Branchen. Nahezu keine Branche kann sich ihr entziehen und ohne sie arbeiten. Es geht dabei um weit mehr als einen Onlinevertrieb oder Webshop, sondern nicht zuletzt um die Optimierung von Prozessen, um die Zusammenarbeit und um Geschwindigkeit. Selbst in der Start-up-Kultur aus der ich komme, waren Home-Office und Zoom-Calls bis vor wenigen Monaten

nicht allorts akzeptiert. Diese Kultur war da oder dort noch unbekannt, die Angst vor fehlender Produktivität war groß. Ich habe dazu eine These: Ich bin überzeugt, dass ab Corona vielmehr remote gearbeitet wird, dass große Vorstandsmeetings am Standort in China nicht mehr viermal im Jahr stattfinden werden, zu jedem Quartal, sondern nur mehr zweimal. Aber es wird nicht 100 Prozent remote werden. Aus einem einfachen Grund: Eine Unternehmenskultur kannst du nur schaffen, wenn du physisch anwesend bist, wenn du einmal gemeinsam Abendessen gehst, wenn du die Leute im Raum spürst. Diese Veränderung wird viele Vorteile mit sich bringen. Man

denke nur an das Beispiel des Meetings in China, das für einen Europäer inklusive Jetlag bei Hin- und Rückreise fünf Tage Abwesenheit bedeutet – und das für ein effektiv vielleicht fünf Stunden dauerndes Meeting. Darüber hinaus glaube ich, dass wir einen Mix erleben werden. In einem halben Jahr oder Jahr wird Teleworking in Stellenbeschreibungen standardmäßig vorkommen. Unsere Erfahrung ist, dass sie im Übrigen dann gut funktioniert, wenn alle Teilnehmer an einer Besprechung dieselben Voraussetzungen vorfinden. Befinden sich zwei Menschen in einem Meetingraum und zwei werden über Videokonferenz zugeschaltet, ist es

schwierig. Daher testen wir auch gerade, dass Menschen auf ihrem Arbeitsplatz sitzen bleiben und an einer Videokonferenz mit teleworkenden Kollegen teilnehmen, obwohl sich einige der Mitarbeiter im selben Büro befinden würden. So kann es wieder funktionieren.

Nach Ihrem Ausscheiden aus dem operativen Geschäft bei Runtastic haben Sie sich ein Jahr zurückgezogen und eine Auszeit genommen. Kann man das überhaupt, wenn man das Tempo gewohnt ist, das für Sie Alltag war?

Sechs Monate davon war es wirklich eine Auszeit. Ich habe in dieser Zeit zwar eine Investmentfirma gegründet, aber mit drei Kollegen, was bedeutet, dass man sich wirklich einmal zurückziehen kann. Ich war viel in Hawaii und Amerika unterwegs und habe tatsächlich nur alle zwei oder drei Wochen meine Mails gecheckt. Es war anfangs tatsächlich nicht leicht, offline zu sein, wenn man gewohnt ist, jeden Tag in Kontakt mit Menschen zu stehen, Zahlen zu checken usw. In einer so schönen Umgebung wie Hawaii mit Sonne, Strand und Meer fällt das aber natürlich leichter. Umgekehrt mag ich meinen Beruf sehr und freue mich auch, zurückgekehrt zu sein.

„Jeder von uns muss einen kleinen Teil beitragen.“

Sie sprechen es an. Man kennt Sie als Business Angel und Investor der TV-Show „2 Minuten 2 Millionen“. Außerdem sind Sie mittlerweile Chief Growth Officer bei Tractive, einem Haustier-Tracker. Was sind die Ziele mit dem neuen Start-up?

Ich hab Tractive mitgegründet und darf dort die Erfahrung einbringen, die ich in den letzten Jahren nicht zuletzt dank Runtastic gesammelt habe. Wir starten in den USA und schauen uns den asiatischen Markt an. Gerade erst haben wir 15 Leute neu eingestellt, wir sind bereits Weltmarktführer im GPS-Tracking von Haustieren wie Hunden und Katzen und wissen, dass wir großes Potential haben. Wir wollen ein Start-up bauen, das weltweit erfolgreich ist. Das ist das Ziel, das ich anstrebe. Wir vier Gründer haben mit Runtastic ein bisschen Geld verdient, ja, aber wir haben es in zig Start-ups reinvestiert und so soll es sein. Wer im Eigenen erfolgreich ist und reinvestiert, stärkt einen ganzen Standort wie das Land Österreich. Wir wollen unseren Erfolg weitergeben. Im späten Herbst steht übrigens eine weitere Neugründung bei mir an. Da geht es vor allem um das Thema Leadership, aber mehr will und kann ich dazu noch nicht verraten.

Wachstum und Expansion sind Ihre Bereiche bei Tractive. Am Anfang haben wir das Thema Klimakrise angesprochen. Menschen wie Greta Thunberg sagen, das Wachstum muss aufhören. Wie gehen Sie damit um?

Ich sehe das anders. Wachstum ist für das Klima nicht schlecht. Was heißt Wachstum? Unternehmen müssen wirtschaftlich profitabel sein, dann können sie auch mehr investieren. Microsoft will klimaneutral werden, Google ist im Bereich der Energie schon klimaneutral. Es geht darum, wo und wie man investiert, nicht darum, dass nur eine NGO gut fürs Klima ist. Unternehmen müssen Nachhaltigkeit und Bewusstsein für die Klimakrise in ihren Unternehmenswerten verankern. Und zwar richtig, nicht in Form von Greenwashing. Wir haben das bei Runtastic gemeinsam mit Adidas schon 2017 gemacht, als wir z. B. alle Offices plastikfrei gemacht haben. Aber noch einmal: Wachstum ist notwendig, dadurch erhält man einen Impact. Eine Keynote mit 1.000 Leuten erreicht auch mehr Menschen als ein Vortrag vor ein paar Zuhörern.

Wie geht ein Mensch wie Sie mit den Themen Klimakrise und Nachhaltigkeit um? Sie interessieren sich für nachhaltige Start-ups, habe ich gelesen, auch sollen Sie trotz eines Fehls für Autos viel mit Zug und Rad unterwegs sein.

Ich habe von Josh Shaeffer von Adidas schon vor einigen Jahren vorgelebt bekommen, dass man an morgen denken muss. Es ist ein kleines Beispiel, aber er ist z. B. immer ausschließlich mit seiner persönlichen Plastikflasche gereist. Ich versuche selbst im Privaten so gut es geht, auf meinen ökologischen Fußabdruck zu achten. Und ja, Autos sind ein Hobby von mir, aber wenn ich von Wien nach Linz fahre, mache ich das zu 99 Prozent mit dem Zug – weil es nachhaltiger ist und obendrein sogar noch dazu führt, dass ich stressfrei und entspannt arbeiten kann. Die Klimakrise ist real, sie basiert auf Fakten und man muss sie ernst nehmen. Ich war unlängst am Großglockner, dort muss man sich nur die Gletscher anschauen, um ein Gefühl für die Erderwärmung zu bekommen. Jeder von uns muss einen kleinen Teil dazu beitragen, denn wir wollen ja, dass noch viele Generationen auf dieser Erde leben können.



FLORIAN GSCHWANDTNER

gründete 2009 Runtastic, das 2015 an Adidas verkauft wurde und die größte Lauf-App der Welt ist. Mittlerweile ist er als Business Angel und Investor tätig sowie Chief of Growth bei Tractive, der weltweit größten Haustier-Tracker-App.

Instagram: [florian.gschwandtner](https://www.instagram.com/florian.gschwandtner)

„DIE VERGANGENEN 50 JAHRE WAREN NICHT NORMAL“

Josef Nussbaumer war Universitätsprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Innsbruck. Sein Lieblingsfach: globale Ungerechtigkeit, die er auch in seinem Verein teamGlobo sowie in seinen Büchern aufzeigt. Im Gespräch mit dem ISOCELLER erzählt er, was an der Coronakrise positiv ist und wie ein Australier in Afrika gezeigt hat, dass jeder Einzelne die Welt ein bisschen verändern kann.



Josef Nussbaumer

Zuerst die Klimakrise, nun die Coronakrise samt Wirtschaftskrise. Sie sind Experte für Wirtschaftsgeschichte seit 1850. Im Rückblick auf die Vergangenheit: Blicken Sie positiv in die Zukunft?

JOSEF NUSSBAUMER: Wenn ich da eine gute Antwort hätte, würde ich sehr viel Geld verdienen. (lacht) Es ist sicher so, dass die ökonomische Situation in den nächsten Monaten schwerer wird, das ist keine Frage, weil die Folgen von Corona noch nicht prognostizierbar sind. Es hängt auch davon ab, wie lange diese Krise uns noch tangiert. Wenn wir längere Zeit keinen Impfstoff haben, wird es sicher ein Riesenproblem. Aber es gibt einen positiven Aspekt: Das Virus selbst ist eigentlich relativ harmlos im Vergleich zu Ebola zum Beispiel, wo die Letalität wesentlich höher ist. Was aus der Geschichte heraus dennoch vergleichbar ist, ist die Spanische Grippe am Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Sozialpolitik hat in dieser Zeit völlig versagt, die ökonomischen Folgewirkungen davon waren insofern interessant, als dass in der Folge Parteien wie die NSDAP profitierten. Vielleicht steht uns bald, da in Österreich die FPÖ derzeit prozentuell am Boden ist, eine Renaissance dieser Partei bevor. Das grundsätzliche Problem der Coronakrise ist, dass sie uns in einer Zeit des hohen Konsumniveaus erwischt hat. Darauf waren wir nicht vorbereitet. Wir waren darauf programmiert, dass es so weitergeht wie bisher. Man darf dabei aber nicht vergessen, dass die vergangenen fünfzig Jahre in Österreich die besten waren, die wir jemals in unseren Breitengraden hatten. Wir alle, die hier aufgewachsen sind, haben das als normal empfunden, es war aber eigentlich völlig abnormal. In der Zwischenkriegszeit war die Krise omnipräsent und ein Urlaub sehr ungewöhnlich.

DER VEREIN TEAMGLOBO

bezweckt die Förderung der Bewusstseinsbildung, der Bildungsarbeit und der Forschung im Hinblick auf globale Ungerechtigkeiten sowie die finanzielle Förderung von in diesem Bereich karitativ tätigen Personen und Organisationen. Die Erlöse aus diesem Buch werden zu 100 Prozent dafür verwendet.

Nähere Informationen finden Sie unter www.teamglobo.net

„Die Welt braucht viele kleine Dinge, viele kleine Menschen, die etwas zum Besseren verändern wollen.“

Josef Nussbaumer



Sie sind mittlerweile im Ruhestand, aber immer noch Teil des Vereins teamGlobo, der globale Ungerechtigkeiten aufzeigen will – unter anderem mit Büchern wie „Hoffnungstropfen“ und zuletzt „Globo“, in denen die Welt auf ein 100-Menschen-Dorf runtergebrochen wird. Woher kommt der Antrieb für diese Tätigkeit?

Wir haben vor zwölf Jahren ein erstes Buch herausgegeben, in dem es um ein kleines Dorf ging und das in gewissem Sinne versucht, Zusammenhänge verständlich zu machen. Das war eine langgehegte Idee zu einem Thema, das mich über 30 Jahre beschäftigt hat. Auf der ökonomischen Fakultät hatten wir immer das Problem, dass die Menschen ab gewissen Größenordnungen kein Gefühl mehr für Zahlen hatten. 100 oder 1.000 sind nachvollziehbar, aber bei Millionen oder gar Milliarden wird es schwierig. Also brechen wir die Welt auf 100 Menschen herunter. Da kommen Themen wie Landwirtschaft, Verkehrswesen oder Hunger vor. Es ist ein kleines Dorf, das alle Probleme dieser Welt kennt. Als wir unser erstes Buch geschrieben haben, haben wir 500 Stück aufgelegt, am Ende aber über 7.000 verkauft. Dann haben wir uns gefragt, was wir mit den Tantiemen machen sollen – und so ist der Verein entstanden. Neben Büchern gibt es auch Vorträge und mit den Einnahmen unterstützen wir Bildungs- oder Sozialeinrichtungen, die ähnlich denken wie wir. Bisher kamen auf diesem Wege 200.000 Euro zusammen.

Ihr aktuelles Werk, das diesen Herbst erschienen ist, beschäftigt sich ebenfalls mit 100 Menschen. Was findet sich darin?

Es heißt „Globo“ und ist eine Überarbeitung des alten Werks. Es handelt wieder von einem Dorf mit 100 Bewohnern und stützt sich auf aktuelle Zahlen von internationalen Datenbanken. Es ist nicht so, dass es in Afrika keine reichen Leute gibt – aber eben nur einen, wenn man es runterbricht. Der Hintergrund zu unseren Büchern ist, etwas Positives aufzuzeigen. Es ist in der Ökonomie oft so, dass alles Negative zusammengefasst wird. Das ist bei unseren Buchpräsentationen auch immer als Feedback gekommen, daher haben wir positive Geschichten gesucht und vermitteln diese. Es sind über 50 Beispiele geworden, z.B. im Bereich der Armut, Waldabholzung oder Demokratie. Das ist übrigens auch eine Herausforderung der Coronakrise: Durch dieses Virus werden viele Probleme zugedeckt, die viel gravierender sind – ein ganz banales davon ist Hunger in vielen Ländern dieser Erde.

Was ist eines Ihrer Lieblingsbeispiele positiver Art?

In Afrika ist die Entwaldung ein großes Thema. Es gibt den Fall eines Australiers, der lange versucht hat, der Entwaldung entgegenzuwirken und aufzupflanzen. Er hat Bäume angesetzt, die ihm immer wieder ausgetrocknet sind, weil zu wenig Wasser vorhanden war. Doch dann hat er entdeckt, dass sich noch ein altes Wurzelsystem im Boden versteckt hat. Er hat die alten Wurzeln reaktiviert und siehe da, es gab schon bald wieder prächtige Wälder. Es ist der Beweis, dass auch Einzelpersonen etwas bewirken können. Der Mann hört auf den Namen Tony Rinaudo und erhielt für seine Begrünung von Wüsten den alternativen Nobelpreis. Wenn man sagt, man könne eh nichts tun, bewahrheitet sich das. Aber wenn man etwas unternimmt, geht es vielleicht doch. Wenn die Welt überleben will, braucht es viele kleine Dinge, viele kleine Menschen, die etwas zum Besseren verändern wollen. Auch Menschen, die einen nachhaltigen Dämmstoff machen wollen. Auch das hat jemand einfach einmal gemacht.



EIN ABEND, DER ZU DENKEN GAB



GLOBO: EINE NEUE WELT MIT HUNDERT MENSCHEN.

Von Andreas Exenberger, Stefan Neuner und Josef Nussbaumer.

Verlag: STUDIA Verlag Innsbruck,
ISBN 978-3-903030-98-5.

Der Erlös aus dem Buchverkauf kommt dem gemeinnützigen Verein teamGlobo zugute.

Was wäre, wenn die Welt ein Dorf mit 100 Menschen wäre? Dann würde man vieles sicher anders sehen und die gewaltigen Zahlen der realen Welt würden uns nicht mehr so überwältigen. Das fiktive Dorf Globo hilft uns, die Welt zu verstehen – und zeigt 17 „nachhaltige“ Entwicklungsziele für eine bessere Zukunft auf. Das ist ein Auszug aus dem Buch:

Globo ist ein kleines Dorf mit 100 Menschen. Diese Menschen leben etwas verstreut in fünf Weilern: 5 Menschen leben in „Nordamerika“, 8 in „Lateinamerika“, 10 in „Europa“, 16 in „Afrika“ und 61 in „Asien“. Sie wohnen in dieser kleinen Gemeinschaft zwar recht nah beieinander und sie haben auch sehr viel miteinander zu tun, es gibt aber auch einiges, das sie trennt, und sie treffen sich nur selten in großer Runde.

Dass sie sich so selten treffen, mag auch daran liegen, dass sich zwischen diesen Weilern viel Wasser befindet und man daher ein Boot braucht, wenn man von einem Ort zum anderen kommen möchte. Das kostet etwas Mühe, auch wenn eine Überfahrt nirgends in Globo länger als ein paar Minuten dauert und die meisten Distanzen letztlich schwimmbar wären. Die beiden Weiler Nordamerika und Lateinamerika sind aber von den anderen sogar ganz durch das Wasser getrennt und auch der Weiler Afrika ist mit Europa und Asien nur durch ein schmales Landstück verbunden. Wasser dominiert also das Bild des Dorfes aus der Vogelperspektive. Die Menschen sehen in diesem kleinen Meer und seinen Inseln daher sogar so etwas wie einen eigenen Weiler und nennen ihn „Ozeanien“.

Dort lebt allerdings niemand. Dass die Menschen sich so selten treffen, mag aber auch darin begründet sein, dass manche Teile des Dorfes nicht ohne weiteres von allen betreten werden dürfen. Manchmal halten sie sogar Mauern fern. Eine echte Gemeinschaft sieht wohl anders aus. Die Menschen in Globo leben aber auch sonst in einer seltsamen Welt. Sie ist ein Quadrat von etwa 7 Quadratkilometern Fläche, also könnte die größte Entfernung zwischen zwei Menschen im Dorf nur rund 3.700 Meter Luftlinie betragen. Weiter distanzieren kann man sich nicht und wäre da nicht so viel Wasser, könnte man die Strecke in einer Stunde zu Fuß zurücklegen. Auch scheint der Winter nur manche Regionen des Dorfes zu besuchen (vor allem eine Insel weit draußen im Meer und eine Wasserfläche in der Mitte), während es in anderen immer warm ist. Überhaupt regnet es an manchen Plätzen viel, an anderen hingegen kaum oder gar nicht, oft weniger als hundert Meter nebeneinander. In manchen Gegenden wächst daher sehr wenig, ja es finden sich sogar ewiges Eis und Sanddünen, während es anderswo üppig grünt und es dichte Wälder, weite Wiesen und fruchtbare Äcker gibt. Dort sammelt sich das Wasser zu kurzen Süßwasserflüssen und in kleinen Seen, während wieder anderswo sich Felsen zu kleinen Bergen und Klippen auftürmen. Das meiste der Scheibe besteht aber ohnehin aus dem Salzwassermeer, denn das Land und damit die Menschen drängen sich auf kaum 2 Quadratkilometern Landfläche, von denen einiges (wie Eis-, Gebirgs- und Wüstenflächen) nicht einmal bewohnbar ist. Letztlich dient nur ungefähr die Hälfte dieser Fläche als Dauernutzungsraum für die Menschen.

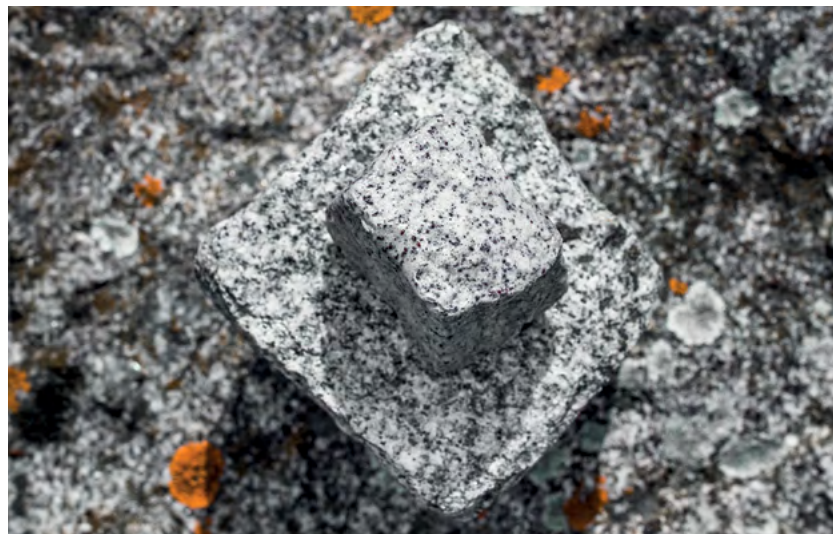
MÜHLTALHOF





EIN NACH- HALTIGES REZEPT

Keine 30 Kilometer nördlich von Linz liegt im oberen Mühlviertel ein Ort, in dem Kulinarik großgeschrieben wird. Vater Helmut und Sohn Philip Rachinger setzen im Mühlthalhof in sechster Generation auf regionale und nachhaltige Küche. Und zwar schon lange, bevor dieser Trend auf den Tellern des Landes einsetzte. Der Lohn: internationale Bekanntheit und der beste Koch der Welt als Gast.



Mühlviertler Granit

MÜHLTALHOF

Wenn wir der aktuellsten Statistik Glauben schenken dürfen, sind es gerade einmal 1.249 Einwohner, die in Neufeld im Bezirk Rohrbach wohnen. Hier, an diesem idyllischen Ort im oberen Mühlviertel, findet sich aber ein Hotel und Restaurant, das internationale Bekanntheit

erlangt hat. Dank eines Vaters und seines Sohnes: Helmut und Philip Rachinger. Ihr Erfolgsgeheimnis: Regionalität und Nachhaltigkeit – und das schon lange, bevor dieser Begriff auch im kulinarischen Umfeld zum Trendsetter wurde. Das hat auch mit der Region zu tun.

„In den unverfälschten, reinen Produkten, die im Mühlviertel zu finden sind, liegen jene Raffinesse und Einzigartigkeit, die die Küche des Mühlthahofs auszeichnen“, sagen die Rachingers über ihr kulinarisches Konzept. Und erklären genauer: „Es ist wie ein Spieltrieb. Ein Puzzle, in dem wir uns als Bindeglied zwischen den sorgsam ausgewählten Produzenten und dem Esser sehen, den Plan verfolgen, die Zutaten in einen neuen Kontext zu stellen.“ Ihre Leidenschaft für gute Produkte und Kochkunst bringt ihnen regelmäßig Auszeichnungen ein – vier Hauben von Gault Millau inklusive. Lokale gibt es zwei: den Mühlthahof mit angeschlossenem Hotel, in dem der Sohnemann werkt, und Fernruf 7 des Herrn Papa, einst Stadl aus dem Jahr 1887, heute Backstube mit asiatischer Küche.



Mit Leidenschaft für gute Produkte und Kochkunst

„In den reinen Produkten aus dem Mühlviertel liegen Raffinesse und Einzigartigkeit.“





Helmut und Philip Rachinger haben sich vom kleinen Neufelden aus in der Kulinarikszene einen Namen gemacht

Die exzellente Küche, das nachhaltige Konzept und nicht zuletzt die Bestätigung in Form von Auszeichnungen blieben auch international nicht unbeachtet. Schon vor drei Jahren war kein Geringerer als Noma-Chefkoch René Redzepi im Rahmen eines Foodfestivals für einen Nachmittag an der Sushitheke.

Auch Tradition spielt im Mühlthalhof eine Rolle. In sechster Generation befindet sich der Hof im Familienbesitz. Während Vater Helmut das Restaurant in den vergangenen Jahren führte, kümmerte sich Tante Johanna Eckl um das Hotel. Doch im Restaurant ist Sohn Philip im Alter von 31 Jahren mittlerweile seit zwei Jahren als neuer Küchenchef im Vordergrund. Nach Lehrjahren im Steirereck am Pogusch, im Londoner Sketch bei Pierre Gagnaire und Stationen als Souschef im Clove Club bei Isaac McHale oder bei Sven Chartier im Pariser Saturne kehrte er Ende 2013 wieder nach Österreich zurück.

Während diese Zeilen geschrieben werden, wird nach Plänen des Wiener Architekturbüros AllesWirdGut umgebaut. Geplant sind eine Schauküche und ein moderner Hauptraum. Klingt spannend. Und ist es auch. So wie die Küche. Wie es im Mühlthalhof schmeckt, fragen Sie sich nun? Am besten selbst probieren. Vor Ort. Auf den folgenden Seiten liefert uns Philip Rachinger mit zwei Rezepten einen Einblick in seine Kochwelt.





ZUM NACHKOCHEN

GEGRILLTES KITZ UND BÄRLAUCH

REZEPTUR UND ZUBEREITUNG

ZIEGENKITZRÜCKEN

Old school & kein Sous-vide, nur schön klassisch zugeputzt und auf der Hautseite gebraten. Bei 130°C ungefähr 4 min. rasten lassen und dann kurz vor dem Servieren die Hautseite am „Konro“ grillen.

WILDER BROKKOLI & BÄRLAUCH

Die Stiele und Herzen vom wilden Brokkoli zuputzen. Das Ziegenkitzfett schmelzen und den wilden Brokkoli & die Bärlauchblätter damit marinieren. Die Blätter auf einem feinschigen Sieb ausbreiten und bei geringer Hitze vorsichtig grillen.

BÄRLAUCHCREME

Lauch und Bärlauch gemeinsam blanchieren, gut ausdrücken. In einen Paco einsetzen und mit Obers und Butter vermengen. 3 x frieren und pacossieren. Falls nötig, nochmal durch ein Sieb streichen.

Ziegenkitzrücken

2 Stk Ziegenkitzkarree

Wilder Brokkoli & Bärlauch

2 Stk wilden Brokkoli
3 EL Ziegenkitzfett
(Niere)

8 Stk Bärlauchblätter

Bärlauchcreme

3 Stk Lauch
150 g Bärlauch
100 ml Obers
20 g Butter

REZEPTUR UND ZUBEREITUNG

Graumohneis

500 ml Milch
75 ml Obers
3 Stk Dotter
75 g Zucker
33 g Graumohn
gerieben
20 ml Mohnöl

Brösel von einer verkohlten Buche

325 g Mehl
250 g Butter
200 g Zucker
7 g Salz
30 g Sesam schwarz
gemahlen
15 g Buchenkohle-
pulver

Essigmeringue

100 g Eiklar
100 g Kristallzucker
100 g Staubzucker
30 g Essigpulver

Gegrillte Williamsbirne

2 Stk superreife
Williamsbirnen
10 cl weißen Bal-
samessig Gölles
30 g Essigpulver

GRAUMOHNEIS

Milch und Obers mit dem Graumohn aufkochen. Zucker mit Dotter in der Küchenmaschine schaumig schlagen. Die aufgeschlagene Dottermasse mit der Mohnmilch zur „Rose“ abziehen (82°C). Zum Schluss mit Mohnöl verfeinern. Einen Tag ziehen lassen und in einer Eismaschine fertig zubereiten.

BRÖSEL VON EINER VERKOHLTEN BUCHE

Alles gemeinsam samt Butter (Zimmertemperatur) zu einem Teig verarbeiten. Bei 150°C 15 min trocken backen.

ESSIGMERINGUE

Eiklar zu Schnee schlagen. Den Kristallzucker, gesiebten Staubzucker & Essigpulver einarbeiten. Bei 110°C 20 min lang trocknen lassen.

GEGRILLTE WILLIAMSBIERNE

Schälen, vierteln, Kerngehäuse entfernen, und in einer Grillpfanne auf jeder Seite ordentlich grillen. Mit dem Essig marinieren.

MÜHLVIERTLER GRANIT UND JOHANNIS



